



Christian Begemann / Davide Giuriato (Hg.)

Stifter Handbuch

Leben – Werk – Wirkung



J.B. METZLER



J.B. METZLER

Christian Begemann / Davide Giuriato (Hg.)

Stifter-Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

Mit 25 Abbildungen

J. B. Metzler Verlag

Die Herausgeber

Christian Begemann ist Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Davide Giuriato ist Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Zürich.

Bibliografische Information der Deutschen

Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02545-6

ISBN 978-3-476-05377-0 (eBook)

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

J. B. Metzler ist Teil von Springer Nature. Die eingetragene Gesellschaft ist Springer-Verlag GmbH Deutschland.

www.metzlerverlag.de

info@metzlerverlag.de

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart (akg-images)

Satz: Claudia Wild, Konstanz in Kooperation mit primustype Hurler GmbH, Notzingen

J. B. Metzler, Stuttgart

© Springer-Verlag GmbH Deutschland, 2017

Inhalt

Vorwort VII

I Biografisches

- 1 Stifters Leben im historischen Kontext
Peter Becher 2

II Werke

- 2 »Studien« 14
 - 2.1 Überblick Walter Hettche 14
 - 2.2 »Der Condor« Franziska Schößler 15
 - 2.3 »Feldblumen« Franziska Schößler 19
 - 2.4 »Das Haiededorf« Eva Eßlinger 23
 - 2.5 »Der Hochwald« Wolfgang Lukas 26
 - 2.6 »Die Narrenburg«
Hans-Georg von Arburg 32
 - 2.7 »Abdias« Eva Geulen 36
 - 2.8 »Das alte Siegel« Cornelia Blasberg 39
 - 2.9 »Brigitta« Heribert Kuhn 43
 - 2.10 »Der Hagestolz« Christian Begemann 47
 - 2.11 »Der Waldsteig« Barbara Neymeyr 52
 - 2.12 »Zwei Schwestern« Vera Bachmann 55
 - 2.13 »Der beschriebene Tännling«
Isolde Schiffermüller 59
- 3 »Die Mappe meines Urgroßvaters«
Herwig Gottwald/Silvia Bengesser 63
- 4 »Bunte Steine« 71
 - 4.1 Überblick und Vorrede
Sabine Schneider 71
 - 4.2 »Granit« Christian Begemann 75
 - 4.3 »Kalkstein« Marcus Twellmann 80
 - 4.4 »Bergkristall« Claudia Öhlschläger 83
 - 4.5 »Turmalin« Tim Albrecht 87
 - 4.6 »Kazensilber« Michael Gamper 91
 - 4.7 »Bergmilch« Juliane Vogel 94
- 5 »Der Nachsommer« Cornelia Zumbusch 98
- 6 »Witiko« Wolfgang Wiesmüller 109
- 7 Einzelne Erzählungen 120

- 7.1 »Julius« Franziska Frei Gerlach 120
- 7.2 Kleine Erzählungen
Franziska Frei Gerlach 121
- 7.3 »Die drei Schmiede ihres Schicksals«
Christian Begemann 124
- 7.4 »Der Waldgänger« Davide Giuriato 128
- 7.5 »Prokopus« Hans-Georg von Arburg 131
- 7.6 »Nachkommenschaften«
Marcus Hahn 135
- 7.7 »Der Waldbrunnen« Eva Geulen 139
- 7.8 »Der Kuß von Sentze«
Marianne Wünsch 143
- 7.9 »Der fromme Spruch«
Albrecht Koschorke 147
- 8 »Wien und die Wiener, in Bildern aus
dem Leben« Kai Kauffmann 151
- 9 Schriften zu Literatur und Theater
Gustav Frank 157
- 10 Schriften zur Kunst Karl Möseneder 161
- 11 Schriften zur Politik Hubert Lengauer 166
- 12 Autobiografische Texte 171
 - 12.1 »Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842«
Isolde Schiffermüller 171
 - 12.2 »Winterbriefe aus Kirchs Schlag«
Davide Giuriato 174
 - 12.3 »Aus dem bairischen Walde«
Arno Dusini 177
 - 12.4 »Mein Leben« Frauke Berndt 180
- 13 Briefe Karl Wagner 184
- 14 Amtliche Schriften Walter Seifert 189

III Poetik und Ästhetik

- 15 Epochenzugehörigkeit und Werkentwicklung
Sabine Schneider 196
- 16 Intertextualität
Burckhard Meyer-Sickendiek 206
- 17 Erzählen Albrecht Koschorke 209
- 18 Mimesis/Beschreibung Heinz Drügh 214
- 19 Manier und Stil Davide Giuriato 217

VI Inhalt

- 20 Stifter als Maler und Zeichner
Karl Möseneder 221
- 21 Stifter als Restaurator und Denkmalpfleger
Karl Möseneder 231
- 22 Stifter und die Musik Norbert Miller 236

IV Wissenshorizonte

- 23 Geometrie Sylvia Gschwend 242
- 24 Naturkonzepte Werner Michler 246
- 25 Geologie und Mineralogie Peter Schnyder 249
- 26 Meteorologie/Wetter Michael Gamper 253
- 27 Botanik/Wald Klara Schubenz 257
- 28 Medizin Martina King 263
- 29 Geschichte und Historismus
Katharina Grätz 267
- 30 Ökonomie Maximilian Bergengruen 271
- 31 Pädagogik Walter Seifert 275
- 32 Religion und Metaphysik
Markus Pahmeier / Wolfgang Braungart 279

V Problemfelder

- 33 Ordnung(en) Werner Michler 286
- 34 Wiederholung/Variation/Transformation
Michael Titzmann 290
- 35 Ritual Martin Swales 294
- 36 Ethos Ulrich Kinzel 298
- 37 Reinheit/Unreinheit Cornelia Zumbusch 301
- 38 Musealisierung und Sammlung
Katharina Grätz 305

- 39 Dinge Christian Begemann 309
- 40 Haus/Architektur Hans-Georg von Arburg 314
- 41 Garten und Park Norbert Miller 318
- 42 Landschaft Thomas Gann 322
- 43 Tiere Roland Borgards 326
- 44 Familie/Genealogie Stefan Willer 330
- 45 Erbe Ulrike Vedder 334
- 46 Geschlecht Eva Blome 339
- 47 Kindheit Davide Giuriato 342
- 48 Alter Marie Gunreben 346

VI Produktion, Publikation, Rezeption

- 49 Schreibprozesse Johannes John 352
- 50 Publikationssituation und -organe
Gustav Frank 357
- 51 Nachlass/Einrichtungen/Bestände
Petra-Maria Dallinger 362
- 52 Editionsgeschichte
Walter Hettche / Johannes John 365
- 53 Rezeption und Wirkung
Johannes John / Wolfgang Wiesmüller 368

VII Anhang

- Zeittafel 380
- Auswahlbibliografie 383
- Abbildungen und Bildquellen 389
- Autorinnen und Autoren 390
- Personenregister 392

Vorwort

Auch 150 Jahre nach Adalbert Stifters Tod im Januar 1868 ist sein literarisches Werk eine Herausforderung für Leser und Forscher. In dieser Zeit sind mehrere große und anspruchsvolle sowie viele Leseausgaben entstanden, Stifters malerisches Werk wurde zugänglich gemacht, es wurden Stifter-Vereine, -Institute, -Archive und -Arbeitsstellen gegründet, man hat die Geburts- und Todestage ausgiebig mit Festschriften, Tagungen und Ausstellungen gefeiert, Hunderte von Publikationen, darunter eigene wissenschaftliche Zeitschriften, haben versucht, das komplexe Werk zu erschließen. Denn komplex ist dieses Werk, komplex und schwierig, freilich anders und untergründiger schwierig als das vieler anderer Autoren. Immer wieder gerne zitiert wird in diesem Zusammenhang das Diktum Thomas Manns über Stifter, »daß hinter der stillen, innigen Genauigkeit gerade seiner Naturbetrachtung eine Neigung zum Exzessiven, Elementar-Katastrophalen, Pathologischen wirksam« sei: »Stifter ist einer der merkwürdigsten, hintergründigsten, heimlich kühnsten und wunderlich packendsten Erzähler der Weltliteratur, kritisch viel zu wenig ergründet.« Doch um Stifter so zu sehen, muss man sich schon weit auf ihn eingelassen haben. Das so gar nicht urbane, eher beschauliche und zumeist ländliche Milieu, die Ruhe und Langsamkeit, die Kleinteiligkeit und gelegentliche Monomanie dieser akribischen Texte haben viele Leser in ihren Bann geschlagen – und ebenso viele irritiert, ja abgestoßen. Auf der einen Seite hat man den »Dichter des sanften Gesetzes« geradezu als religiösen, ethischen oder ökologischen Apostel verehrt, auf der anderen Seite begegnete man ihm mit Ablehnung und Aggression, bezeichnete ihn als »sanften Unmenschen« (Arno Schmidt) und reagierte mit Unverständnis – sofern man denn so genau sagen könnte, was ein richtiges Verständnis wäre.

Auch literarhistorisch war und ist Stifter schwer dingfest zu machen. Er beginnt mit dem Schreiben im Gefolge der Spätromantik und Jean Pauls, wird binnen kurzem zum gefeierten Erfolgsautor der Biedermeierzeit und schreibt sich in zunehmendem literari-

schen Rigorismus aus der Gunst seines Publikums wieder heraus, bis kaum ein Verleger seine letzten Texte mehr drucken möchte und viele Leser sich kopfschüttelnd abwenden. Viele, aber nicht alle: Nietzsche gehörte ebenso zu den begeisterten Stifter-Lesern wie später Kafka. Vieles spricht dafür, Stifters Werke dem Realismus zuzuordnen: Seine literarische Programmatik, sein steter Bezug auf die »Wirklichkeit der Dinge«, seine Liebe zum Detail und zur Beschreibung rechtfertigen dies. Doch andererseits zeigen die Texte bereits in den 1840er Jahren Züge einer ästhetischen Radikalität, die das Material der Sprache selbst ausstellen und eine ästhetische Selbstreferenzialität aufweisen, die wir sonst erst der literarischen Moderne zuordnen. Nicht zuletzt diese Zwischenstellung ist eine Herausforderung für die Lektüre der Texte.

»Kritisch viel zu wenig ergründet« – das würde man heute, anders als Thomas Mann im Jahr 1949, nicht mehr so sagen können. Über Stifter sind seitdem so gut wie alle Paradigmen der literaturwissenschaftlichen Forschung hinweggegangen. Philologische Detailarbeit, eine positivistische, biographisch interessierte und nicht selten heimatkundlich gefärbte Herangehensweise, dann die sogenannte immanente Interpretation prägten die frühe Forschung. Es folgten in den 1960er und 1970er Jahren ideologiekritisch und sozialgeschichtlich orientierte Arbeiten, bevor seit den 1980er Jahren strukturalistische und semiotische, zugleich aber auch poststrukturalistische, diskursanalytische oder dekonstruktivistische Ansätze auf den Plan traten und in Stifter ein so unerwartetes wie ergiebiges Objekt zur Erprobung avancierter Literaturtheorien fanden. Stifter, ausgerechnet Stifter, der vermeintlich so biedere, fromme und konservative Dichter, zeigte nun eine ganz andere Seite, nämlich die der heimlichen Kühnheit eines widerständigen, sich selbst stets mit thematisierenden Schreibens, das eine Lektüre »gegen den Strich« erforderte. Gleichzeitig, nämlich ebenfalls seit den späten 1970er Jahren, begann die Historisch-kritische Ausgabe der Werke und Briefe Stifters (HKG) zu erscheinen, die an die Stelle

der ersten, unvollständig gebliebenen Bemühung um eine historisch-kritische Edition der Werke, die sogenannte Prag-Reichenberger Ausgabe (PRA), trat. Die HKG stellte die Beschäftigung mit den Texten auf eine ganz neue philologische Basis, die dem gegenwärtigen *state of the art* genügt, ja diesen geradezu mit definiert. Gegenüber den poststrukturalistischen Textlektüren – aber nicht unbedingt gegen sie – besann man sich in den letzten 15 Jahren dann wieder stärker darauf, wie sehr Stifter naturwissenschaftlich interessiert und in den verschiedensten wissenschaftlichen Feldern zu Hause war und wie sehr diese Ambitionen sich nicht nur in der Wahl seiner Themen niederschlugen, sondern auch in der Art seines Schreibens selbst. Das Paradigma einer ›Wissensgeschichte‹ ist in der stark ausdifferenzierten Forschungslandschaft der Gegenwart momentan besonders dominant.

Eine systematische Zusammenschau der Forschung zu Adalbert Stifter, eine Summe, gab es allerdings bislang noch nicht. Diesem Mangel will das vorliegende Handbuch abhelfen, indem es Stifiers Werk in all seinen Dimensionen auslotet, philologisch, historisch und textanalytisch. Dabei wird nicht der Versuch unternommen, eine theoretische und methodische Homogenität zu erzielen, etwa indem die Ausrichtung der einzelnen Artikel einem bestimmten Paradigma verpflichtet sein sollte. Im Gegenteil geht es darum, die Vielfalt der Positionen der Stifter-Forschung zu repräsentieren.

Das Handbuch bietet in chronologischer Reihenfolge zu jedem der Werke Stifiers, den literarischen und autobiografischen Texten, den Aufsätzen, amtlichen Schriften des oberösterreichischen Schulrats und seinen Briefen, einen Beitrag, der Entstehungs- und Publikationsgeschichte, Hintergründe und Forschungslage dokumentiert sowie textanalytische Ansätze skizziert (Kap. II). Weitere Beiträge informieren über Stifiers Leben im historischen Kontext (Kap. I), seine Schreibprozesse, die Publikationssituation, die Editions- und schließlich die Rezeptionsgeschichte seiner Werke (Kap. VI). Großflächig erschlossen wird das Werk dann vor allem in dreierlei Hinsicht: Zunächst ästhetisch, d. h. mit Blick auf die Künste, die für Stifter relevant waren (Kap. III). Das ist naturgemäß in allererster Linie die Literatur, deren Entwicklung und historische Einordnung ebenso dargestellt werden wie einige grundsätzliche Aspekte ihrer poetologischen Ausrichtung. Weiterhin kommen aber auch die ande-

ren Künste ins Blickfeld, insbesondere die Malerei, die Stifter längere Zeit für sein eigentliches Metier hielt. Von besonderem Interesse dürfte daneben der Ansatz dieses Handbuchs sein, Stifiers Werk in Querschnitten über »Wissenshorizonte« (Kap. IV) und »Problemfelder« (Kap. V) zu erschließen und darin die bisherige Forschung auch zu erweitern. Unter dem ersteren Begriff werden die wichtigsten Gebiete des wissenschaftlichen und kulturellen Wissens repräsentiert, die für das Verständnis der Texte essentiell sind – von den Naturwissenschaften über die Geschichte, die Ökonomie und Pädagogik bis zur Religion. Mit »Problemfelder« sind Themen und Strukturen gemeint, die in Stifiers Texten insistent wiederkehren und die in besonderer Weise geeignet sind, die Werke von einer grundsätzlichen Seite her zu beleuchten. Es handelt sich um zentrale Konzepte, die auch einer flüchtigen Lektüre nicht verborgen bleiben, deren Rekonstruktion aber weit auszuholen und tief zu graben hat. Solche Kategorien sind etwa ›Ordnung‹, ›Ding‹, ›Reinheit‹ oder ›Natur‹. Dazu gehören weiterhin dominante topografische Bezirke wie Haus, Garten oder Landschaft. Von besonderer Bedeutung ist schließlich ein um die ›Familie‹ zentrierter Komplex, zu dem die Lebensalter und Geschlechter ebenso gehören wie Fragen der Genealogie und des Erbes. Stifiers Insistenz auf diesen Themen hat Konsequenzen auch für die Beschaffenheit, die Struktur seiner Texte, wie etwa die Artikel über Wiederholung oder Ritualisierung zeigen. Dass die Liste der Einträge ohne Frage unvollständig ist und sich in vielerlei Richtungen hätte erweitern lassen, sei offenherzig eingeräumt. Wenn das ein Einwand sein kann, dann ist er ebenso selbstverständlich wie unvermeidlich.

Dieses Handbuch wendet sich an wissenschaftliche Leser, aber ebenso auch an Studierende, Lehrende und Literaturinteressierte, die ihr Textverständnis vertiefen wollen und auf der Suche nach zuverlässigen Grundlagen einer Auseinandersetzung mit Stifiers Texten sind. Der Dank der Herausgeber gilt zunächst den Beiträgern, die verschiedene Generationen und Ausrichtungen der Stifter-Forschung vertreten. Der Dank gilt weiterhin dem Verlag und seinem so engagierten wie liberalen Lektor Oliver Schütze. Und er gilt nicht zuletzt unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – Helen Baur, Nadia Brügger, Sabrina Müller, Dominik Pensel, Mareike Schildmann –, die sich den Mühen der Redaktion unterzogen haben.

Christian Begemann / Davide Giuriato

I Biografisches

1 Stifters Leben im historischen Kontext

Das Leben Adalbert Stifters, das in einer Vielzahl von biografischen Darstellungen und Dokumentensammlungen gewürdigt wurde (Aprent 1869; Kuh 1872; Hein 1904; Bahr 1919; Roedl 1936/1965; Wilhelm 1943; Privat 1946; Enzinger 1950; Jungmair 1958; Fischer 1962; Eisenreich 1967; Naumann 1979; Wetzel 1983; Baumer 1989; Schoenborn 1992; Matz 1995/2016; Becher 2005; Berlinger 2005; Federmair 2005), umfasste eine Zeit tiefer Umbrüche und Veränderungen. Die Großmachtordnung seiner Kindheit wurde durch die napoleonischen Kriege und das Ende des Heiligen Römischen Reiches grundlegend verändert, die Revolution von 1848, die er als Vierzigjähriger, und der österreichisch-preußische Krieg von 1866, den er als Sechzigjähriger erlebte, stellten weitere Einschnitte dar. In seiner Lebenszeit fanden technische Neuerungen und soziale Veränderungen von bis dahin unbekanntem Ausmaß statt. Die Industrialisierung brachte nicht nur die Beschleunigung der maschinellen Fertigung und die Eröffnung erster Dampfschiffahrt- und Eisenbahnverbindungen, sondern auch die Entstehung eines ausgebeuteten und unterversorgten Proletariats.

Das Jahr 1805, in dem Stifter am 23. Oktober in dem kleinen südböhmischen Ort Oberplan (Horní Planá) geboren wurde, war das Jahr, in dem Schiller starb und Beethovens Oper *Fidelio* in Wien uraufgeführt wurde. Zwei Tage vor Stifters Geburt hatte der englische Admiral Nelson in der Seeschlacht von Trafalgar die französisch-spanische Flotte vernichtet. Eineinhalb Monate später besiegte Napoleon bei Austerlitz in Mähren das österreichisch-russische Heer. Das alte Reich stand kurz vor seiner Auflösung. 1804 hatte Kaiser Franz II. einen zusätzlichen Kaisertitel als Franz I. von Österreich angenommen, 1806 erklärte er das Heilige Römische Reich Deutscher Nation für beendet, nachdem eine Reihe deutscher Staaten (darunter Bayern, Württemberg und Hessen-Darmstadt) in Paris den Rheinbund gegründet hatten. Schriftsteller wie Achim von Arnim, Clemens Brentano und Heinrich von Kleist bildeten vorübergehend in Prag ein Zentrum der antinapoleonischen Opposition. Erst die endgültigen Niederlagen Napoleons bei den Schlach-

ten von Leipzig (1813) und Waterloo (1815) bereiteten den Weg zu einer neuen Friedensordnung, die auf dem Wiener Kongress beschlossen wurde.

Oberplan (1805–1818)

Von diesen großen Ereignissen wurde die südböhmische Kindheitswelt Stifters nur am Rande berührt. Junge Burschen bildeten Freiwilligen-Bataillone, russische und österreichische Truppen mussten zeitweise versorgt werden, nach der Schlacht bei Eggmühl in Bayern (1809) kamen versprengte Soldaten bis in das Moldautal. Oberplan und die nächsten Moldauorte bildeten einen überschaubaren Lebenskreis, den die meisten Menschen nur selten verließen. Es gab noch keinen Postboten, keine Pferdepost und keine Telegrafenerleitung. Nachrichten brauchten lange, bis sie ankamen, und waren nicht selten mit Fehlinformationen vermischt. Die einzige Wegeverbindung, auf der Oberplan lag, führte im Nordwesten nach Wallern (Volary), im Osten nach Krumau (Český Krumlov). Der Austausch fand auf dem Markt, in der Kirche und im Gasthaus statt. Weitere Reisen wurden selten unternommen, wer eine höhere Schulbildung absolvieren oder gar in Wien studieren durfte, zählte zu den Ausnahmen. Allgegenwärtig war die Angst vor Naturgewalten und Feuerkatastrophen, vor Krankheit, Unfällen und Tod.

Oberplan war ein Ort der Schwarzenberg'schen Herrschaft Krummau, die einen Teil des Königreiches Böhmen bildete, das als Kronland zum österreichischen Kaiserreich gehörte. Wer keinen größeren Besitz hatte, nicht zu den Verwaltungsbeamten zählte oder ein einträgliches Gewerbe besaß, der musste wie Stifters Familie den Lebensunterhalt durch Weberei, Bestellung eines kleinen Ackers oder als Händler sicherstellen. Den größten Anteil der Bevölkerung bildeten Knechte, Hilfsarbeiter, Tagelöhner und »Frauen ohne Beruf und Kinder« (Essl 1993, 35), wie es bei der Volkszählung von 1857 hieß, bei der nicht ganz 1000 Einwohner registriert wurden. 60 Jahre zuvor war nahezu dieselbe Zahl ermittelt worden, der Stand hatte sich kaum verändert. Erst im Jahr 1900 wurde auch nach der Nationalität gefragt, es wurden über 1800 Deutsche und 4 Tschechen ermittelt, von den Einwohnern bekannten sich 27 zum mosaischen Glauben, alle anderen waren katholisch.

Die meisten Knechte und Hilfsarbeiter waren in der Land- und Forstwirtschaft tätig, die in Stifters Jugend einen dynamischen Aufschwung nahm. Ursache dieser Entwicklung war der Ausbau des Schwarzenberg'schen Schwemmkanals, durch den Holz über die Wasserscheide bis in die Donau und nach Wien befördert wurde. Die Intensivierung der Waldwirtschaft war so groß, dass neue Dörfer gegründet wurden und mehrere Generationen Arbeit erhielten.

Stifters Vorfahren waren als Leinweber, Fleischhauer, Kleinbauern und Jäger tätig. Ein Zweig seiner mütterlichen Linie besitzt auch tschechische Vorfahren, darunter den Jäger (»myslivec«) Václav Jonak der Herrschaft Petrovice (Paleczek 2017). Stifter hat, was für seine Zeit ungewöhnlich war, alle vier Großeltern, die er teilweise in seinen Erzählungen porträtierte (*Das Haidedorf, Granit*), noch als Erwachsener erlebt. Seine Eltern, der Leinweber Johann Stifter (1781–1817) und Magdalena (1784–1858), die Tochter des Fleischhauers Friepeß, heirateten am 13.8.1805, zwei Monate vor seiner Geburt. In dem kleinen Haus am östlichen Ortsrand, in dem Stifter in engen Verhältnissen aufwuchs, wohnten auch die väterlichen Großeltern Augustin und Ursula und bald fünf jüngere Geschwister, von denen seine Schwester Marianne nur ein Jahr alt wurde.

Aus Stifters Kinderjahren ist trotz der Vielzahl von Darstellungen nur wenig bekannt. Was Johannes Aprent und spätere Biografen schrieben, basiert zumeist auf Stifters eigenen Mitteilungen, die nicht frei von Harmonisierung sind. Ein berühmter Text, den er eineinhalb Jahre vor seinem Tod schrieb, imaginiert allererste Empfindungen als »etwas wie Wonne und Entzücken«, die sich zu dem Gegensatz von »Enszlichem« und »Holdseligkeiten« weiter entwickeln, bis aus dem Erinnern die Gestalten seiner Mutter und seiner Großmutter hervortreten (PRA 25, 177 f.; s. Kap. 12.4).

Im Herbst 1811 wurde Stifter eingeschult und erlebte in dem Lehrer Joseph Jenne (1772–1847) einen engagierten Pädagogen, der seine Wissbegierde förderte und ihn für den Besuch einer höheren Schule empfahl. Dieser Plan rückte nach den beiden Katastrophen des Jahres 1817 jedoch in weite Ferne. Im Januar brannte fast der ganze Ort nieder. Lediglich einige Häuser am Rand, darunter Stifters Geburtshaus, blieben verschont. Die Katastrophe war so groß, dass im ganzen Land für den Wiederaufbau gespendet wurde. Der zweite, für Stifter noch schlimmere Einschnitt war der Tod seines Vaters, der im November mit seinem Fuhrwerk in Oberösterreich verunglückte. Stifter war so schockiert, dass er für mehrere Tage die Nahrung ver-

weigerte. An eine höhere Schule war nicht mehr zu denken. Der Zwölfjährige musste mit dem Großvater das Feld bestellen und helfen, die Familie zu ernähren.

Kremsmünster (1818–1826)

Im Sommer 1818 begab sich der mütterliche Großvater Franz Friepeß (1755–1836) nach Oberösterreich, wo er Nachlassgeschäfte von Stifters Vater zu regeln hatte. Er nahm seinen Enkel mit, um bei dieser Gelegenheit prüfen zu lassen, ob Stifter nicht doch das Gymnasium besuchen könne. Die Verbindung zu Kremsmünster stellte Pater Bernhard Koch dar, der in Viechtwang als Kaplan tätig war und dem Konvent des Stiftes angehörte. Koch war ein Neffe von Friepeß' Frau, also ein Verwandter. Er vermittelte ein Gespräch mit Pater Placidus Hall (1774–1853), der im Herbst den Lateinunterricht der ersten Klasse übernehmen sollte. Hall fragte Stifter nicht nach Lateinkenntnissen, über die er bekanntlich nicht verfügte, sondern nach Menschen, Tieren, Pflanzen und Orten seiner Heimat. Die Antworten fielen so überzeugend aus, dass er zu Allerheiligen in die erste Grammatikklasse eintreten durfte. Die Bedeutung Kremsmünsters für Stifter hat erstmals Moriz Enzinger detailliert gezeigt (Enzinger 1950, 13–79; Begemann 2002, 93–101).

Die Trennung von seiner Heimat, die Stifter mit 13 Jahren erlebte, erschloss ihm einen vollständig neuen Lebenskreis. Das Kloster mit Konvent und Konvikt, mit der barocken Kirche, dem Kaisersaal, der Bibliothek und dem »mathematischen Turm«, der ein naturwissenschaftliches Museum und eine Sternwarte enthielt, war weitaus prächtiger und größer als das kleinräumige Oberplan. Selbst die Landschaft war weiter, der kahle Höhenzug des Toten Gebirges ferner und höher als der Böhmerwaldkamm. In Kremsmünster lernte Stifter auch eine andere Sozialstruktur kennen. Das Leben war geprägt von dem Tagesrhythmus der Benediktiner, von ihrer Bildung und ihrem Glauben. Auch hier gab es Handwerker, Feldarbeiter und Gewerbetreibende, doch alle Tätigkeiten waren auf den Erhalt des Stifts ausgerichtet.

Stifter wohnte als Kostschüler bei der Familie des Stiftsamtmannes Johann Mayer im Bräuhaus, der Unterricht fand in einem Gebäude des inneren Stiftshofes statt. Mit 13 Jahren war Stifter bereits einer der älteren Schüler seiner Klasse. Zu seinen engeren Freunden zählten Franz Xaver Schiffler aus Friedberg (Frymburk), einem Nachbarort von Oberplan, und die Brüder Josef und Franz von Brenner-Felsach, die ihm auch später in Wien nahestanden.

Das Gymnasium setzte sich damals aus vier »Grammatikklassen«, zwei »Humanitätsklassen« und zwei »philosophischen Klassen« zusammen. In den ersten vier Jahren wurde neben Religion, Latein und Griechisch auch Mathematik, Naturgeschichte, Geografie und Geschichte unterrichtet. Die folgenden beiden Klassen dienten unter Beibehaltung der Fächer der Verbesserung des sprachlichen Ausdrucks, die letzten beiden Klassen vertieften die Kenntnisse in Religionswissenschaft, theoretischer Philosophie, lateinischer Philologie, Mathematik und Naturgeschichte. Das Schuljahr begann Anfang November und endete in der Septembermitte des folgenden Jahres.

Schon nach kurzer Zeit lebte sich Stifter in die neue Umgebung ein. Bei den wöchentlichen Prüfungen »pro calculo«, bei denen die Schüler entsprechend ihrer Leistungen in die Schulbänke gesetzt wurden, schnitt er stets gut ab. Am Ende des Schuljahres erhielt »Adalbertus Stifter, Bohemus Oberplanensis« (Enzinger 1950, 73) bei der Abschlussfeier im Kaisersaal das beste Zeugnis von 34 Schülern.

Ab der zweiten Klasse war Stifter in der Lage, Nachhilfeunterricht zu geben und seinen Unterhalt zu verbessern. Pater Placidus Hall förderte ihn über den Unterricht hinaus, und mit Anton Mugerauer aus Friedberg verstärkte ein weiterer Schüler die Gruppe heimlicher Freunde. In Oberplan dagegen fand er, als er im September 1820 erneut mit dem besten Zeugnis nach Hause kam, eine veränderte Situation vor. Seine Mutter hatte den Bäckermeister Ferdinand Mayer geheiratet und erwartete ein weiteres Kind. Die Wohnverhältnisse in dem Haus waren noch enger geworden, die Gegensätze zu Kremsmünster noch größer.

Als Stifter im November 1822 in die erste Humanitätsklasse kam, wechselte auch der Klassenlehrer. Pater Ignaz Reischl (1782–1833) beeindruckte Stifter nicht weniger als Hall. Reischl unterrichtete Griechisch und Latein, er nahm mit den Schülern die Schriftsteller der Antike und der Klassik durch und ermunterte sie, selber Gedichte zu schreiben. Auf ihn soll Stifters Auffassung zurückgehen, »das Schöne sei nichts anderes als das Göttliche in dem Kleide des Reizes dargestellt« (HKG 8/5, 28).

Weitere Lehrer, die Stifters Ausbildung in Kremsmünster förderten, waren Pater Marian Koller (1792–1866), der Naturgeschichte und Physik unterrichtete und später Direktor der Sternwarte wurde, sowie der Maler Georg Riezlmayr (1784–1852), der Stifter Techniken des Zeichnens und Malens beibrachte. Das früheste (unsignierte) Bild von Stifter, ein Ölbild von Oberplan, stammt aus dem Jahr 1823 (s. Kap. 20). Aus

diesem Jahr sind auch erste Gedichte von ihm erhalten, darunter das Gedicht »Im Gebirge«, dessen Anfangszeilen die Vorlage für die Übertragung auf den Obelisk am Plöckensteinsee bildeten: »Lieg ich in das hohe Gras gestreket,/ Schau' sehnend nach der Felsenwand« (PRA 25, 7).

Die acht Jahre in Kremsmünster, an die sich Stifter stets voll Dankbarkeit als die »schönsten« und »reinsten« erinnerte (PRA 22, 187), stellten die entscheidenden Jahre seiner Ausbildung dar, in der alle Grundlagen seines weiteren Lebensweges gebildet wurden, seine religiösen und politischen Einstellungen, seine naturwissenschaftlichen und pädagogischen Interessen, seine künstlerischen und literarischen Neigungen. Ein heftiger Krankheitseinbruch gefährdete allerdings auch die »Idylle« von Kremsmünster: 1825 erkrankte Stifter an den Blattern (Pocken) und hatte nach der Genesung im ganzen Gesicht Narben, die jahrelang sichtbar blieben.

Wiener Jahre als Student und Hauslehrer (1826–1840)

Einen Teil des Weges nach Wien, wo sich Stifter im Herbst 1826 als Student der Jurisprudenz einschrieb, legte er auf einem Donaudampfer von Linz zurück. Die Donau bei Wien stellte damals noch ein kaum reguliertes Netz von zwei Hauptbetten und einer Vielzahl von Nebenzweigen dar, die sich nach jeder Überschwemmung veränderten. Von der Anlegestelle in Nußdorf führte der Weg durch eine der Vorstädte auf das freie Glacis, in dessen Mitte sich die befestigte Stadt befand. Der Befestigungswall mit den Basteien wurde erst 1857 zum Abbruch freigegeben, als Stifter längst in Linz wohnte. An der Stelle von Wall und Glacis entstand die Ringstraße mit ihren berühmten Bauten. Die Vorstädte, die zu Stifters Studienzeit fast fünfmal so viele Einwohner wie die innere Stadt (ca. 50.000) zählten, wuchsen mit dieser zusammen und wurden eingemeindet.

Nach dem bäuerlich-ländlichen Lebenskreis von Oberplan und der klösterlichen Bildungswelt von Kremsmünster lernte er nun eine Großstadt kennen, die nicht nur an Größe und Vielfalt, sondern auch an Unübersichtlichkeit und Gegensätzlichkeit alles übertraf, was er bis dahin gesehen hatte. Wien war nicht nur die Hauptstadt des österreichischen Kaiserreiches mit Hofstaat, Ministern, Beamten und Offizieren, sondern auch die Stadt der katholischen Kirche mit dem Stephansdom als repräsentativer Kirche, die Stadt der höchsten Bildungseinrichtungen, großer Bi-

bibliotheken und Zeitungen, Theater, Museen und Konzerthäuser. In Stifters ersten Studienjahren lebten noch Beethoven (gest. 1827) und Franz Schubert (gest. 1828) in der Stadt, Joseph Lanner (1801–1834) und Johann Strauß Vater (1804–1849) stiegen zu gefeierten Walzerkomponisten auf, Franz Grillparzer (1791–1872), Ferdinand Raimund (1790–1836) und Johann Nestroy (1801–1862) zählten zu den berühmten Schriftstellern und Schauspielern. Wien war die Stadt großer Handelsniederlassungen, Warenhäuser und Märkte, unzähliger Gasthäuser und Cafés, eine Stadt des Vergnügens und zugleich der Armut, des Schmutzes und der Enge, der Gelegenheitsarbeiter, Bettler und Prostituierten, der Halb- und Unterwelt. Nach den Karlsbader Beschlüssen von 1819 war Wien auch das Zentrum eines Polizeistaates mit Überwachung, Bespitzelung, Zensur, Verfolgung und gefüllten Gefängnissen.

Stifter fand eine Studentenbude, die er sich eine Zeitlang mit den Friedberger Freunden Mugerauer und Schiffler teilte, er schrieb sich für das Studium der Jurisprudenz ein, studierte u. a. Natur- und Kriminalrecht, Statistik des österreichischen Kaiserstaats, Römisches Zivilrecht sowie österreichisches bürgerliches Recht und absolvierte in den ersten vier Jahren alle Prüfungen mit gutem bis sehr gutem Erfolg. Der erfolgreiche Gymnasiast von Kremsmünster erwies sich auch als erfolgreicher Student in Wien (Enzinger 1950, 80–91).

Bald bildeten sich zwei Freundeskreise, in denen er eine zentrale Rolle spielte. In Oberplan und Friedberg stellten die Wiener Studenten eine Gruppe junger Menschen dar, deren Heimatbesuche von einer Aura ihrer künftigen Karrieren als Beamte, Ärzte, Offiziere umgeben waren. Sie hoben sich deutlich von Bauern und Handwerkern ihres Alters ab und konnten es sich leisten, die Besuche frei von Arbeit in geselliger Runde zu verbringen. Ein Zentrum ihres Zusammenseins bildete das Friedberger Haus des Großhandelskaufmanns Matthias Greipl, das nicht zuletzt wegen seiner vier Töchter für die Studenten attraktiv war. Zu diesem Kreis gesellten sich weitere jüngere Menschen der Gegend, die Medizinstudenten Wenzel und Wilhelm Huber, Marie Blechinger, Tochter des Glasfabrikanten Johann Blechinger aus Ernstbrunn (Arnoštov) und der Forstadjunkt Johannes Tomschy von St. Thoma (Svatý Tomáš).

Der zweite Freundeskreis entstand in Wien. Auf Empfehlung seiner Kremsmünsterer Mitschüler Franz und Joseph von Brenner-Felsach war Stifter zunächst bei ihrem jüngeren Bruder Adolf, schließlich bei wei-

teren Freunden als Hauslehrer tätig: Sigmund Freiherr von Handel, Joseph Graf Colloredo-Mansfeld, Alexander von Lebzelter schlossen sich zu einem engen Freundeskreis um den fast zehn Jahre älteren Stifter zusammen. Der Tonfall war beschwingt, der Lebenswandel ausgelassen. Man traf sich in Vergnügungsstätten, unternahm Ausflüge in den Wienerwald und traf sich im Hause Colloredo-Mansfeld zu Leseabenden. Stifter erfuhr in diesem Kreis nicht nur Anerkennung, er verdiente auch Geld für seinen Lebensunterhalt und bekam Zugang zu adeligen Kreisen.

Stifters Freundschaft mit Fanny Greipl

Alles sah nach einer großen Karriere aus. Im Sommer 1828 befreundete sich Stifter in Friedberg mit Fanny Greipl (1808–1839). Sieben Briefe Stifters dokumentieren diese Beziehung, von Fanny dagegen ist kein Einziger erhalten, lediglich einzelne Sätze, die Stifter in seinen Briefen zitiert. Außer einem Kindheitsbild ist von ihr auch keine Abbildung vorhanden, sodass ihr Aussehen und ihr Wesen zu einem Ideal stilisiert wurden, für das Stifters Worte aus dem *Hochwald* vom »Doppeltraum« der Jugend und der ersten Liebe (HKG 1/4, 211) als literarische Bestätigung dienen. In einem Brief bezeichnete er sie allerdings auch als »laurisches und mädchenhaftes Wesen, das noch dazu ganz unwissenschaftlich« sei (Wilhelm 1954, 55).

Stifters Briefe besitzen von Anfang an einen widersprüchlichen Tonfall. Einerseits schrieb er von seinen »süssen Hoffnungen« auf eine »schöne Zukunft«, andererseits befürchtete er, dass die »Verhältnisse so stehen«, dass sie jene »in Ewigkeit nie in Erfüllung werden treten lassen« (PRA 17, 8). Diesen Gegensatz wiederholte er so oft, dass die Ausmalung des möglichen Scheiterns mehr Raum einnahm als die Werbung um die junge Frau. Stifter empfand die unterschiedlichen Verhältnisse als belastend und seine Chancen, bei den großbürgerlichen Eltern Fannys Anerkennung zu finden, als gering. Wiederholt spielen Fannys Eltern in der Korrespondenz eine Rolle, Stifters Eltern dagegen nie. Seine einzige Möglichkeit bestand darin, die Herkunftsunterschiede durch eine überzeugende berufliche Karriere auszugleichen, so wie sein Studienfreund Franz Schiffler, der als promovierter Arzt erfolgreich um die Fabrikantentochter Marie Blechinger warb.

Gerade in dieser Hinsicht ergab sich in Stifters Studium ein seltsamer, alle Erwartungen infrage stellender Bruch. Hatte er in den ersten Studienjahren alle Prüfungen zügig absolviert, so musste er 1830 plötz-

lich eine Nachprüfung im Fach politische Wissenschaften ablegen, zu der er jedoch nicht erschien. Dieses Verhalten sollte sich auf fatale Weise wiederholen. Er befasste sich in den folgenden zwei Jahren vor allem mit naturwissenschaftlichen Fächern und bewarb sich Ende 1832 für die Neubesetzung des Lehrstuhls für Physik und Mathematik an der Universität von Prag. Die schriftliche, in Wien abgelegte Prüfung führte zu der Beurteilung »unter den Besseren« (Privat 1946, 101), zum mündlichen Vortrag in Prag trat er jedoch nicht an. Als auch Anfang 1833 seine Bewerbung für eine Stelle am k. k. Lyceum in Linz scheiterte, wandten sich seine Förderer verärgert von ihm ab, darunter der aus Friedberg stammende Naturwissenschaftler und spätere Minister Andreas von Baumgartner (1793–1865), und Matthias Greipl schrieb im Auftrag seiner Eltern, dass es ihnen lieber sei, »wenn Du mit der Fanny nicht correspondirst« (PRA 23, 5). Das war unmissverständlich. Trotzdem konnte sich Stifter nicht durchringen, seine Hoffnung auf Fanny aufzugeben. Wie um die Sache zusätzlich zu belasten, ließ er sich auf eine Beziehung mit der Putzmacherin Amalie Mohaupt ein, die er zu Beginn des Jahres (1833) auf einem Wiener Ball kennengelernt hatte. Während Stifter seinem Freund Adolf von dieser Doppelbeziehung schrieb und sich selbst als »Lump« bezeichnete (Wilhelm 1954, 61), verheimlichte er sie Fanny und den Friedberger Freunden.

Die Unentschiedenheit zog sich bis zum Sommer 1835 hin. Im August dieses Jahres heirateten Franz Schiffler und Marie Blechinger. Zur Hochzeit waren alle alten Freunde eingeladen, auch Fanny und Stifter. Nach der Feier kontrastierte Stifter in einem letzten Brief an Fanny die gelungene Beziehung des Brautpaares mit der gescheiterten zwischen ihnen und diese mit der Beziehung zu Amalie, die er erstmals bis zum Versprechen der »Vermählung« erwähnte. Zugleich beteuerte er: »sollte mir ihr Kuß Wohlgefallen sein, so mußte ich mir *deine* Lippen dazu denken« (PRA 17, 36 f.). Das war der Schlusspunkt ihrer Beziehung. Fanny hat nicht mehr geantwortet, Stifter nie mehr geschrieben. Fanny heiratete bereits im folgenden Jahr 1836 den Kameralsekretär Josef Fleischanderl und starb nur drei Jahre später nach der Geburt ihres Kindes.

Jahre der Krisen und des Übergangs (1835–1840)

Auch in anderer Hinsicht war das Jahr 1835 krisenhaft. In Wien kam es zu einem gerichtlichen Vergleich, weil Stifter nicht in der Lage war, seine Miete zu bezahlen. Schließlich veränderte sich sein ganzer Le-

benskreis. Während seine jüngeren Freunde ihr Studium beendeten und ihre beruflichen Karrieren begannen – Adolf von Brenner-Felsach ging 1836 als Diplomat nach Rom, von Handel 1837 als Staatsbeamter nach Innsbruck –, blieb Stifter ohne Abschluss zurück. Bereits 1834 hatte er die »Neige unseres Beisammenseins« angesprochen (PRA 17, 33), 1837 schrieb er vom »gewesenen Rundkreis« (ebd., 72). Nun zeigte sich, dass der Hauslehrer ohne vergleichbaren familiären Hintergrund ein gern gesehener Unterhalter, aber kein gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft war, wenn ihm der berufliche Aufstieg misslang.

Eine Erklärung für Stifters Zögern und Schwanken liegt in dem Konflikt zwischen seinen künstlerischen Neigungen und der Ausübung eines festen Berufs. 1836 bezeichnete er sich als »Landschaftsmaler« und schrieb davon, » $\frac{2}{5}$ Trauerspiel und $\frac{1}{2}$ Roman« fertig zu haben (ebd., 41). Zehn Jahre später bekannte er, ihm sei bereits während des Studiums klar geworden, dass er »kein Beamter werden könne« (ebd., 186).

So gärend und unentschieden seine beruflichen Verhältnisse und künstlerischen Neigungen in diesen Jahren waren – 1836 scheiterte auch seine Bewerbung für eine Assistentenstelle an der Wiener Universität, 1837 für die Lehrkanzel der Forstakademie Maria Brunn – so prekär waren auch seine persönlichen Verhältnisse. Anfang 1837 wurde seine Wohnung in der Teinfaltstraße gepfändet, im Mai bat er den Wiener Magistrat um Bewilligung seiner Eheschließung, am 15.11.1837 fand schließlich die Hochzeit mit Amalie in der Augustinerkirche der Wiener Vorstadt Landstraße statt, an der weder Amalies Vater noch Stifters Familie teilnahmen. Trauzeugen waren seine ehemaligen Studienfreunde Schiffler und Mugerauer. Die Trauung war alles andere als ein gesellschaftliches Ereignis und die finanzielle Zukunft des jungen Paares alles andere als sicher.

Amalie (1811–1883), eine Tochter des Fähnrichs Philipp Mohaupt, wurde in Kojetein (Kojetín, Mähren) geboren. Ihr Vater lebte nach der Pensionierung als Leutnant in Miskolcz (Ungarn) in ärmlichen Verhältnissen. Nach dem Tod ihrer Mutter zog Amalie mit ihrer Schwester Josefine nach Wien, wo sie Unterricht in der Handarbeit erhielt und sich als Putzmacherin betätigte. Die Verbindung mit Stifter, der an der Universität studierte und in adeligen Kreisen verkehrte, bedeutete für sie trotz seiner ungewissen Einkommenslage einen gesellschaftlichen Aufstieg. Für Stifter dagegen war Amalie ein gesellschaftlicher Abstieg und in keiner Weise vergleichbar mit den Frauen seiner Freunde. Amalie hatte keine Eltern, die ihn misstrau-

isch betrachteten, ihr Vater zeigte sich im Gegenteil hochofren über die Eheschließung. Was Amalie auszeichnete, war ihr auffallend hübsches Aussehen. Stifter urteilte im Sommer 1833, »wie viel weniger« schön Fanny als Amalie und »wie unendlich schöner« sie sei (Wilhelm 1954, 61). Der Maler Ferdinand Ritter von Lampi (1782–1852) zeichnete und malte Amalie wiederholt, und Stifters Schüler Emerich Ranzoni (1823–1898), der als Journalist und Schriftsteller bekannt wurde, schwärmte von ihrem »ebenmäßig geformte[n] Gesicht« und dem »wohlthuenden Eindruck vornehmer Ausgeglichenheit«. Er stellte allerdings auch einen »Hauch von Unbeweglichkeit« fest, die Wohnung sei immer »spiegelblank« und von einer »fast an Nüchternheit streifenden Nettigkeit« (Privat 1946, 133).

Im Gegensatz zur Korrespondenz mit Fanny sind die meisten Briefe Amalies erhalten, sodass ihre geringe Bildung und Ausdrucksfähigkeit deutlich zutage treten. Der Tonfall der Briefe zeichnet sich auf Stifters Seite nicht durch Zweifel und Befürchtungen, sondern durch Fürsorge und ständige Liebesbeteuerungen aus. Amalie dagegen zeigte einen deutlichen Hang zum Praktischen, den sie in ihrer assoziativen Schreibweise zum Ausdruck brachte. Als sie 1841 ihren Bruder in Petarwardein (Ungarn) besuchte, schrieb sie: »deine Klage in jeden Brief ist die Sehnsucht nach mir, und doch in keinen ersentem Brief ist ein Geld welche alle gegenseitige Wunden heilen mechte« (PRA 23, 15 f.). Sie war sich allerdings des Unterschiedes durchaus bewusst und bezeichnete sich als »betribt«, weil sie »nicht beßer mit der Feder umgehen« könne (PRA 24, 39).

Wiener Jahre als Erfolgsschriftsteller und Beinaherevolutionär (1840–1848)

Fast zeitgleich trat Stifter mit Gemälden und Erzählungen an die Öffentlichkeit. 1839 stellte er im Rahmen der Wiener Akademie-Ausstellung zum ersten Mal fünf Gemälde aus. 1840 publizierte er seine Erzählung *Der Condor* in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode*. Vermittelt von Josefina von Münk, die selber unter Pseudonym publizierte, hatte er Friedrich Witthauer, den Verleger der Zeitschrift, kennengelernt, der den *Condor* in fünf Fortsetzungen im April publizierte. Witthauer war so angetan von der Erzählung, dass er bereits im Juli auch *Das Haidedorf* veröffentlichte, und Johann Graf Mailáth, der bei dem Pester Verleger Gustav Heckenast die Zeitschrift *Iris* herausgab, brachte im Oktober *Feldblumen* heraus. Mit diesen drei Erzählungen wurde Stifter schlagartig bekannt. In den folgenden Jahren pu-

bliziert er eine Erzählung nach der anderen, darunter *Die Mappe meines Urgroßvaters*, *Der Hochwald*, *Abdias*, *Die Narrenburg*, *Brigitta* und bereits ab 1844 zu meist stark überarbeitete Neufassungen, die unter dem Titel *Studien* in mehreren Bänden erschienen. Im selben Jahr gab er den Sammelband *Wien und die Wiener, in Bildern aus dem Leben* heraus, in dem allein von ihm zwölf Beiträge enthalten sind. Zwei Jahre zuvor war seine Schilderung der totalen *Sonnenfinsterniß am 8. July 1842* in Wien erschienen.

Die Kritiken waren überschwänglich: Stifter sei ein Talent, das an »Ursprünglichkeit [...] unter den heutigen Novellenschreibern keinen seines Gleichen« habe (HKG 1/9, 37), er sei eine »Erscheinung« der Literatur, »wie durch Zauberschlag plötzlich mitten in derselben« (ebd., 43). Ablehnende Stimmen – »diese langweilende, jeanpaulisierende Manier« (ebd., 39) – waren dagegen kaum zu hören. Stifter gestand Heckenast, oft »wie im Traume« zu sein (PRA 17, 138).

Der sechs Jahre jüngere Verleger Gustav Heckenast (1811–1878), bei dem Stifter bis zu seinem Lebensende alle Bücher publizierte, förderte die ungarische Literatur ebenso stark wie die deutsche. Über 270 Briefe dokumentieren die Intensität der Zusammenarbeit, die große gegenseitige Wertschätzung, aber auch das Ausmaß der Spannungen. Stifter war nie in der Lage, vereinbarte Termine einzuhalten, und er überarbeitete seine Erzählungen so stark, dass viele Blätter kaum zu entziffern waren und die Texte wiederholt gedruckt werden mussten (s. Kap. 49). Ein Generalthema war Stifters ständige Geldnot, die selbst dann nicht verschwinden sollte, als er ein regelmäßiges Einkommen erhielt.

Der große Erfolg seiner Erzählungen brachte Stifter die Anerkennung bekannter Schriftsteller wie Eichendorff und Grillparzer, die er im Haus des Dichters Joseph von Zedlitz (1790–1862) persönlich kennenlernte. Nun bekam er auch Zugang zu den höchsten Adelsfamilien. Er wurde von Maria Anna zu Schwarzenberg, der Witwe des berühmten Feldmarschalls, als Gesellschafter engagiert und von Staatskanzler Metternich als Privatlehrer seines Sohnes Richard angestellt. Stifter verkehrte in den Salons der Baronin Henriette von Pereira-Arnstein und Joseph Wertheimers und befreundete sich mit der Sängerin Jenny Lind und der Schriftstellerin Betty Paoli (1814–1894). Anfang 1846 malte der Porträtmaler Moritz Michael Daffinger ein Bild von Stifter, das den Vierzigjährigen im Habitus eines wohlhabenden Bürgers darstellt. Stifter war eine Persönlichkeit des gesellschaftlichen Lebens. Mit seiner Bekanntheit wuchs allerdings auch die Zahl seiner

Kritiker. Sein stärkster Widersacher wurde Friedrich Heibel (1813–1863), der 1845 nach Wien gezogen war. Heibel warf Stifter und anderen Dichtern vor, ihnen würden »die Käfer, die Butterblumen so glücklich«, weil sie »die Menschen nicht« kennen und »die Sterne nicht« sehen würden (Hein 1904, 393). Die Abneigung war gegenseitig, Stifter machte deutlich, Heibels Dichtung »völlig verwerfen« zu müssen (PRA 17, 248).

Während Stifter in der zweiten Hälfte der 1840er Jahre als gefeierter und kritizierter Autor in Wien immer bekannter wurde, geriet die österreichische Monarchie immer mehr in eine Krise. Das auf dem Wiener Kongress sorgfältig austarierte System des Interessenausgleichs zwischen den europäischen Staaten, dem innenpolitisch die Herrschaftssicherung durch polizeiliche Überwachung, Spitzel und Zensur entsprach, wurde durch neuartige Konflikte in Frage gestellt, für die es keine herkömmlichen Lösungsstrategien gab. Die wirtschaftliche Macht des aufstrebenden Bürgertums, das nach gesellschaftlicher Anerkennung und politischer Mitbestimmung strebte, war für den herrschenden Adel ebenso ungewohnt wie die wachsende Schicht des Industrieproletariats und das Auftreten nationaler Spannungen in den Kronländern. Die Missernten der Jahre 1845 bis 1847 verschärften zusätzlich die sozialen Gegensätze.

Nach der Pariser Februarrevolution von 1848 revoltierten auch in Wien Bürger und Studenten. Sie forderten Rede- und Pressefreiheit und die Verabschiedung einer Konstitution. Gegen eine stürmische Protestaktion vor dem Landhaus am 13. März setzte die Regierung ein Pionierbataillon ein. Es gab Tote und Verletzte, was die Empörung weiter anstachelte. In der Innenstadt wurden Barrikaden errichtet, in den Vorstädten stürmten die Arbeiter Fabriken. Staatskanzler Metternich trat zurück und verließ Österreich. Im Juli wurde zum ersten Mal ein Reichstag mit Vertretern aus allen Kronländern mit Ausnahme Ungarns einberufen. Unruhen und Massendemonstrationen hielten jedoch an. Als im August die Arbeiterlöhne reduziert wurden, kam es zu blutigen Auseinandersetzungen. Im Oktober gab es Kämpfe in der ganzen Innenstadt, Kriegsminister Latour wurde öffentlich gelyncht. Der kaiserliche Hof floh nach Olmütz (Olomouc) in Mähren. Der Reichstag wurde nach Kremsier (Kroměříž) verlegt, wo er die Erbbunttätigkeit der Bauern aufhob. Fürst Windisch-Grätz, der im Juni den Prager Aufstand niedergeschlagen hatte, belagerte schließlich mit seinen Truppen Wien. Ende Oktober ergaben sich die Revolutionäre. Ihre Anführer wurden hingerichtet, darunter auch

Robert Blum, obwohl er Abgeordneter der Frankfurter Paulskirche war. Am 2. Dezember dankte Kaiser Ferdinand in Olmütz ab. Franz-Joseph (1830–1916), der als Achtzehnjähriger zum neuen Kaiser ernannt wurde, löste den Reichstag in Kremsier auf und verkündete eine oktroyierte Verfassung, die bereits mit dem Silvesterpatent vom 31.12.1851 wieder außer Kraft gesetzt wurde. Der Neoabsolutismus wurde damit endgültig etabliert.

Stifter war anfangs von der Entwicklung der Revolution begeistert. Bereits 1845 hatte er neben Eduard von Bauernfeld, Franz Grillparzer u. a. eine *Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der Zensur in Österreich* unterschrieben, die für eine Liberalisierung eintrat. Im Einklang mit Betty Paoli und Gustav Heckenast engagierte er sich nach Metternichs Rücktritt in politischen Versammlungen und fungierte in seinem Bezirk als »gewählter Wahlmann« (PRA 17, 281). Bald schon zeigte er sich darüber besorgt, »daß so viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden« (ebd., 285). Er zog sich für mehrere Monate nach Linz zurück und verfolgte von dort den weiteren Verlauf der Revolution. Nach der Einnahme Wiens durch Windisch-Grätz fühlte er sich »ganz gebrochen« (ebd., 311) und meinte noch im Frühjahr 1849, dass das »Ideal der Freiheit auf lange Zeit vernichtet« sei (ebd., 322).

Immer mehr erschien ihm die Bildung als einziges Mittel, das die Unterdrückung des alten Systems überwinden und zugleich eine neue Unterdrückung durch die Revolution verhindern helfen könnte. Er arbeitete Pläne über die Verbesserung der Schulbildung aus und bekannte gegenüber Heckenast, »gerne in Unterrichtssachen« arbeiten zu wollen (ebd., 323). Die Revolution von 1848 wurde so zu einem richtungsweisenden Impuls für seine künftige Tätigkeit als Schulrat in Linz und als Autor eines großangelegten Bildungsromans.

Linzer Jahre als Redakteur, k. k. Schulrat und Autor (1849–1855)

In der *Allgemeinen Zeitung* von Augsburg publizierte Stifter 1849 ein *Wiener Stimmungsbild*, in dem er Erziehung als »heiligste Pflicht« der Regierungen bezeichnete (HKG 8/2, 51) und – nicht ganz uneigennützig – lobende Worte für die Tätigkeit der Ministerien und den jungen Kaiser fand. Alois Fischer (1796–1883), der neue Statthalter des Kronlands Österreich ob der Enns (Oberösterreich), beauftragte Stifter als Hauptschriftleiter der *Linzer Zeitung* und setzte sich in Wien nachdrücklich für seine Anstellung als Schul-

rat ein. Am 3.6.1850 erließ der neue Unterrichtsminister Graf Thun das Dekret, mit dem Stifter als »k. k. Schulrath« zum Mitglied der »provisorischen Landes-schulbehörde für das Kronland Österreich ob der Enns, mit der Verwendung als Inspektor der Volksschulen« ernannt wurde (Hein 1904, 326).

Die Stadt Linz, die zu Stifters Zeit nicht ganz 50.000 Einwohner zählte und nach den napoleonischen Kriegen auf Initiative von Erzherzog Maximilian Joseph einen Ring von Befestigungstürmen erhalten hatte, entwickelte sich im 19. Jahrhundert zu einem Zentrum des Handels und des Verkehrs. Von Linz führte die erste Pferdeeisenbahn nach Budweis (České Budějovice), hier wurde 1840 die Linzer Schiffswerft gegründet und 1860 die Einweihung der Westbahn (Kaiserin-Elisabeth-Bahn) gefeiert, die von Wien über Linz bis München führte. Im Gegensatz zu Wien war Linz eine überschaubare, deutlich kleinere Stadt, in der Stifter als Schulrat umso stärker zur Geltung kam und zur obersten Schicht der Gesellschaft zählte. Er musste repräsentative Aufgaben wahrnehmen, hatte ein Jahresabonnement für eine Loge im Theater und sorgte dafür, dass sich Amalie stets nach der neuesten Wiener Mode kleiden konnte. All das erregte Aufmerksamkeit und kostete auch Geld. Trotz seiner beruflichen und literarischen Einkünfte hatte Stifter auch in Linz ständig Schulden.

Stifter bezog nach seiner Ernennung sofort die Amträume im Landhaus und stürzte sich in die Arbeit. Er befasste sich mit der Infrastruktur der Volksschulen, der Unterrichtsgestaltung, Lehrereinkünften, Schulgebäuden, Schulwegen und Schulverteilung, analysierte Lehrpläne, sprach sich gegen das bloße »Auswendiglernen von Gegenständen« aus und für ein Erfassen durch »das Herz und das Gemüth des Menschen« (HKG 8/2, 190). 1854 berichtete die *Linz-er Zeitung*, dass er bereits 133 Neubauten von Schulhäusern in die Wege geleitet hatte.

Doch das war nicht das einzige Aufgabenfeld, dem sich Stifter widmete. Er trat dem Oberösterreichischen Kunstverein bei und berichtete Jahr für Jahr in der Augsburger *Allgemeinen Zeitung* über die Ausstellungen des Vereins. Er wurde Referent für Kunst und Altertum des Oberösterreichischen Musealvereins und 1853 auch zum amtlichen Konservator der Denkmalpflege für Oberösterreich ernannt (s. Kap. 21). Diese Ehrenämter, für die er kein Honorar erhielt, waren mit vielerlei Pflichten verbunden. Er musste Kunstdenkmäler erfassen, Berichte an die Wiener Zentralkommission schicken und Denkmäler zur Restaurierung vorschlagen. Zu den Werken, für die er

sich neben dem Kefermarkter Altar einsetzte, zählten u. a. die gotischen Schnitzaltare von Waldburg, St. Michael und Pesenbach. Stifter war ein Bewunderer der griechischen Kunst und der Gotik; Barock und Rokoko dagegen lehnte er ab und setzte sich für die Regotisierung vieler Kirchen ein. Er regte die Gründung der Oberösterreichischen Landesgalerie an (1856) und beteiligte sich 1859 an der Gründung des Christlichen Kunstvereins. Zu Malern und Bildhauern, die er besonders schätzte, zählten Johann (1814–1900) und Joseph Rint (1838–1876) in Linz, die er für die Restaurierung des Kefermarkter Altars gewann, sowie die Maler Heinrich Bürkel (1802–1869) in München und August Piepenhagen (1791–1868) in Prag.

Seine eigene Tätigkeit als Schriftsteller und Maler musste er in den ersten Linzer Jahren nahezu vollständig zurückstellen. Dennoch hielt er an dem Plan eines Kinderbuches fest. Anfang 1853 publizierte er schließlich zwei Bände mit dem Titel *Bunte Steine*, in denen er überarbeitete frühere Erzählungen unter neuen Titeln herausgab, darunter *Bergkristall* (*Der heilige Abend*, 1845) und *Bergmilch* (*Wirkungen eines weißen Mantels*, 1843). Neu fügte er die Erzählung *Kazensilber* ein. Im Vorwort entwickelte er das »sanfte Gesetz«, mit dem er sich gegen den Vorwurf wandte, »nur das Kleine« zu bilden, und für ein Verständnis der Kategorien »Groß« und »Klein« plädierte, das sich nicht an dem vordergründigen Augenschein, sondern an der wissenschaftlichen Erkenntnis »höherer Gesetze« orientierte (HKG 2/2, 10; s. Kap. 4.1). Die zeitgenössische Kritik nahm das neue Werk zumeist mit Zuspruch auf, die Weihnachtsgeschichte *Bergkristall* wurde durchgehend gelobt und immer wieder aufgelegt.

Zu Stifters Bekannten- und Freundeskreis in Linz zählten die Schriftsteller Franz Stelzhamer (1802–1874), der an dem Sammelband *Wien und die Wiener* mitgearbeitet hatte, und Emilie von Binzer (1801–1891), die ebenfalls von Wien nach Linz gezogen war, der Realschullehrer Johannes Aprent (1823–1893), der nach Stifters Tod zu seinem Nachlassverwalter und ersten Biografen wurde, und sein ehemaliger Schüler Sigmund von Handel, der 1851 nach Linz übersiedelte. Mit Alois und Albert Kaindl, in deren Lederwarenhandlung Stifters Bruder Anton (1812–1878) als Geschäftsführer tätig war, teilte Stifter die Begeisterung für die Kakteenzucht. Eine intensive Brieffreundschaft verband ihn bis zu seinem Tod mit Luise von Eichendorff (1804–1883), der Schwester des Dichters, die in Baden bei Wien wohnte.

Da Stifters Ehe kinderlos geblieben war, hatte das Paar 1847 in Wien Juliane, die sechsjährige Nichte

Amalies, als Ziehtochter aufgenommen. Das familiäre Glück erhielt in Linz einen starken Dämpfer, als Juliane kurz vor Weihnachten 1851 verschwunden war und erst nach Neujahr wieder auftauchte. Das Gerücht, dass die Elfjährige von Amalie geschlagen worden sei und anderswo eine Anstellung gesucht habe, beschädigte den Ruf der Schulratsfamilie. Wenige Jahre später erhielt Stifter von zwei jungen Frauen, die seinen Familiennamen trugen, einen Brief aus Klagenfurt. Die Verwandtschaft ließ sich zwar nicht nachweisen, Stifter war dennoch davon so überzeugt, dass er Josefine, die ältere von ihnen, als zweite Ziehtochter in die Linzer Familie aufnahm.

Getragen von seiner Bildungsidee und den Erfolgen der ersten Jahre in Linz, bereitete Stifter gemeinsam mit Aprent die Herausgabe eines Lesebuchs für Oberrealschulen vor, eine Zusammenstellung von über 200 Texten, darunter Sagen, Legenden, Märchen und Auszüge aus Erzählungen, dem Alten Testament und Platons *Phaidon*. Goethe, Schiller, Herder und Humboldt waren schwerpunktmäßig vertreten, aus seinen eigenen Werken das erste Kapitel des *Haide-dorfs*. Das *Lesebuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen und in anderen zu weiterer Bildung vorbereitenden Mittelschulen* wurde im Mai 1854 von dem neuen Stadthalter Eduard von Bach (1815–1884) mit seiner Empfehlung an das Ministerium in Wien geschickt. Dort war jedoch von der nachrevolutionären Bildungsbegeisterung nichts mehr zu spüren. Nach monatelangem Warten erfolgte im Dezember der Ablehnungsbescheid, begründet mit dem Hinweis, dass das Lesebuch dem Lehrplan nicht entspreche. Stifiers Enttäuschung war so groß, dass er alle weiteren Schulbuchpläne aufgab.

Berufliche und literarische Enttäuschungen

Die restaurative Tendenz der Schulpolitik machte sich auch in anderen Bereichen bemerkbar. Im Frühjahr 1854 verloren die Schulräte ihre Selbstständigkeit und wurden der Aufsicht eines politischen Referenten beim Staathalter unterstellt. Engagement und Ideenreichtum Stifiers, der sein Amt mit so viel Begeisterung übernommen hatte, waren plötzlich nicht mehr gefragt. Stattdessen wurde er zunehmend gemäßregelt und auf die Einhaltung von Vorschriften hingewiesen. Das Konkordat von 1855 hatte zur Folge, dass die Schulaufsicht wieder der Kirche unterstellt wurde und die Staatsbeamten korporativ an den sonntäglichen Messen teilnehmen mussten. Ein Jahr später wurde Stifter nach einer Auseinandersetzung die Inspektion

der Linzer Realschule entzogen, was ihn besonders kränkte, da er das Amt »fünf Jahre [...] ohne Entgelt« ausgeübt hatte (PRA 18, 348).

Diese Enttäuschungen beendeten die frühen Linzer Jahre, die der zweite Höhepunkt in Stifiers Leben waren. Nun zeigte sich, dass er sich viel zu viel vorgenommen und aufgebürdet hatte. Amtliche, ehrenamtliche, gesellschaftliche, literarische und künstlerische Verpflichtungen und Vorhaben bildeten eine Zwangsjacke, die ihn immer mehr einschnürte. In dem Maß, in dem er nicht mehr als Fachmann geschätzt, sondern als Untergebener behandelt wurde, schwand die Motivation, allen Anforderungen gerecht zu werden. In der Folge stellten sich körperliche Beschwerden und Stimmungsschwankungen ein. Reizbarkeit, Schwindelanfälle und Fieberschübe wurden zu ständigen Begleiterscheinungen, die auch ein erster Sommerurlaub nur vorübergehend zu lindern vermochte, den er 1855 im Rosenberggut von Lackenhäuser verbrachte, einem kleinen niederbayerischen Ort in der Nähe des Dreiländerecks von Bayern, Böhmen und Oberösterreich. Stifter verfiel immer mehr dem Alkohol und der Esssucht. Allein der tägliche Weinkonsum wuchs auf eineinhalb bis zwei Liter an, und seine Neigung zu mehreren Fleisch- und Mehlspeisengängen pro Mahlzeit belegt ein Suchtverhalten, das eine körperliche Schädigung mit letztlich tödlichem Ausgang zur Folge hatte (vgl. Palm 1999).

Die Krankheitsgeschichte äußerte sich in einem ständigen Auf und Ab des Befindens. Wirkliche Besserung verschafften ihm neben den Urlaubstagen im Rosenberggut und in Kirchschatz bei Linz auch die Kuraufenthalte in Karlsbad und ganz besonders die Reise nach Triest, die er im Sommer 1857 unternahm. Zum ersten und einzigen Mal sah Stifter das Meer, dessen Anblick zu einem überwältigenden Erlebnis wurde. Zurückgekehrt nach Linz stellten sich schnell die alten Sorgen ein, und Stifter musste Heckenast um einen weiteren Vorschuss bitten, da er sich auf der Reise stark verschuldet hatte.

Am Ende dieses Jahres erschien *Der Nachsommer* in drei Bänden mit insgesamt 1300 Seiten, von dem Stifter überzeugt war, dass er eine »Tiefe« habe, die »in neuer Zeit nur von Göthe übertroffen« worden sei (PRA 18, 336). Umso enttäuschender war für ihn der ablehnende Tenor der Kritik. Heibel versprach sogar dem »die Krone von Polen«, der die drei Bände zu Ende gelesen habe, ohne dazu als Kritiker verpflichtet zu sein (HKG 4/4, 149). Die Bildungsgeschichte des jungen Heinrich Drendorf, der in dem ehemaligen Staatsbeamten und späteren Gutshofbesitzer Gustav von Ri-

sach einen väterlichen Lehrmeister und Freund findet, wurde von den meisten Kritikern als langatmig, leblos und als Werk von »wandelnden Tapetenfiguren« empfunden (ebd., 122).

Die letzten Jahre

Das letzte Lebensjahrzehnt Stifters wurde nicht nur von beruflichen und literarischen Enttäuschungen, sondern auch von persönlichen und geschichtlichen Katastrophen verüstert. 1858 starb seine Mutter in Oberplan, im folgenden Jahr wurde seine Ziehtochter Juliane tot in der Donau gefunden, nachdem sie abermals davon gelaufen war. Wenige Tage zuvor war seine zweite Ziehtochter Josefine an Tuberkulose gestorben. Mit einem Schlag war das Ehepaar wieder kinderlos. Auch die außenpolitische Entwicklung beunruhigte Stifter immer stärker, so die Schlacht bei Solferino (1859), bei der Österreich Italien unterlag, und noch mehr die Schlacht von Königgrätz (1866), bei der Preußen Österreich besiegte. Die Niederlage von Österreich war für ihn ebenso erschütternd wie der Umstand, dass »Menschen desselben Stammes« sich bekriegten (PRA 21, 261).

Bereits im November 1865 war Stifter unter Verleihung des Hofrattitels pensioniert worden. Im November 1866 erlebte er bei seinem letzten Aufenthalt in Lackenhäuser einen extremen Dauerschneefall, der alle vertrauten Konturen der Landschaft und des Ortes in einem ununterbrochenen Schneetreiben auflöste (s. Kap. 12.3). In diesen letzten Lebensjahren arbeitete er »wie ein Pflugstier« (PRA 22, 124) an der Fertigstellung seines letzten großen Romans *Witiko*, der im 12. Jahrhundert spielt und die Geschichte des jungen Ritters Witiko erzählt, der in das Land seiner Vorfahren zurückkehrt und zu einem südböhmischen Feudalherren aufsteigt. Der erste Band erschien im Frühjahr 1865, der zweite im Sommer 1866, der dritte im Jahr darauf. Alle drei Bände widmete Stifter seinen »Landsleuten und insbesondere den Bewohnern der Stadt Prag« (vgl. PRA 24, 219 f.), wofür sich der mehrheitlich tschechische Stadtrat mit freundlichem Schreiben bedankte (ebd., 68 f.). Die meisten Kritiker kommentierten den Roman dagegen ebenso negativ wie den *Nachsommer*, als »selbstgefällig«, »umständlich«, »dumpf« und »langweilig« (HKG 5/4, 276, 280, 289).

Im Oktober 1867 besuchte er zum letzten Mal seinen Geburtsort, um gemeinsam mit seinen Geschwistern an der Oberplaner Kirche eine Grabtafel für seine Mutter anzubringen. Stifters gesundheitlicher Zerfall schritt immer schneller fort. In der Nacht vom 25.

zum 26. Januar brachte er sich mit dem Rasiermesser einen tiefen Schnitt am Hals bei. Die Wunde wurde vernäht, der Stadtpfarrer gab ihm die Sterbesakramente. Zwei Tage später, am 28. Januar 1868, starb Stifter in den Morgenstunden, die amtliche Todesursache lautete: »Zehrfieber nach Leberverhärtung« (Fischer 1962, 668). Ob er sich das Leben nehmen wollte oder sich in einem Anfall von Verwirrung verletzt hat, ist seitdem ein Streitpunkt unter den Forschern. Am 30. Januar wurde Stifter auf dem St.-Barbara-Friedhof von Linz bestattet. Den Trauerchor dirigierte der Domorganist Anton Bruckner.

Stifter hinterließ einen Schuldenberg von 19.000 Gulden, was dem Betrag von zehn Jahresgehältern als Schulrat entsprach. Amalie, die ihn um 15 Jahre überlebte, konnte durch die Publikation von Erzählungen aus dem Nachlass (1869), Briefen (1869) und vermischten Schriften (1870) einen Teil der Schulden tilgen, unterstützt von Heckenast und Aprent, der den Schriften eine erste biografische Skizze vorstellte. Im Sommer 1868 wurde eine Tafel an Stifters Geburtshaus in Oberplan angebracht, 1871 das Linzer Grabdenkmal errichtet, 1877 ein Obelisk über dem Plöckensteinsee in Südböhmen. In den folgenden Jahren geriet Stifter zunehmend in Vergessenheit. Der stärkste Impuls zur Wiederentdeckung ging um die Jahrhundertwende von dem Prager Germanisten August Sauer aus, der die Herausgabe einer »kritischen Gesamtausgabe«, der sog. Prag-Reichenberger Ausgabe, und die Einrichtung eines »Stifterarchivs« in Prag bewerkstelligte.

Literatur

- Aprent, Johannes: Adalbert Stifter. Eine biographische Skizze [1869]. Nürnberg 1955.
- Bahr, Hermann: Adalbert Stifter. Eine Entdeckung. Zürich/Leipzig/Wien 1919.
- Baumer, Franz: Adalbert Stifter. München 1989.
- Becher, Peter: Adalbert Stifter. Sehnsucht nach Harmonie. Eine Biografie. Regensburg 2005.
- Begemann, Christian: Metaphysik und Empirie. Konkurrierende Naturkonzepte im Werk Adalbert Stifters. In: Lutz Danneberg u. a. (Hg.): Wissen im 19. Jahrhundert. Tübingen 2002, 92–126.
- Berlinger, Joseph: Das Meer muss ich sehen. Eine Reise mit Adalbert Stifter. Grafenau 2005.
- Bleyer, Alexandra: Das System Metternich. Die Neuordnung Europas nach Napoleon. Darmstadt 2014.
- Britz, Nikolaus: Adalbert Stifter und Wien. Kleiner literarischer Stadtführer. Wien 1968.
- Eisenreich, Herbert: Das kleine Stifterbuch. Salzburg 1967.
- Bruckmüller, Ernst/Häusler, Wolfgang (Hg.): 1848. Revolution in Österreich. Wien 1999.
- Hein, Alois Raimund: Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke [1904]. Wien/Bad Bocklet/Zürich 1952.

- Enzinger, Moriz: Adalbert Stifters Studienjahre (1818–1830). Innsbruck 1950.
- Essl, Rupert: Oberplan. Der Geburtsort Adalbert Stifters. Buchen 1993.
- Federmaier, Leopold: Adalbert Stifter und die Freuden der Bigotterie. Salzburg 2005.
- Fischer, Kurt Gerhard: Adalbert Stifters Leben und Werk in Briefen und Dokumenten. Frankfurt a. M. 1962.
- Historie městysu Horní Planá a přifařených obcí. Zpracoval Stanislav Jagr, vydalo Město Horní Planá. Horní Planá 1997.
- Jungmair, Otto: Adalbert Stifters Linzer Jahre. Ein Kalendarium. Nürnberg 1958.
- Kuh, Emil: Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer – Adalbert Stifter. Pest 1872.
- Matz, Wolfgang: Adalbert Stifter oder Diese fürchterliche Wendung der Dinge. Biographie. Göttingen 2016.
- Naumann, Ursula: Adalbert Stifter. Stuttgart 1979.
- Palczyk, Raimund: Der Markt Oberplan im »Königreich Schwarzenberg«. Adalbert Stifter und die Schwarzenberger. In: Becher, Peter u. a.: Stifters Welten. Band I: Oberplan und Kremsmünster. Linz 2017 (im Druck).
- Palm, Reinhard: Suppe Taube Spargel sehr, sehr gut. Essen und trinken mit Adalbert Stifter. Wien 1999.
- Privat, Karl: Adalbert Stifter. Sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten. Berlin 1946.
- Roedl, Urban: Adalbert Stifter. Geschichte seines Lebens. Berlin 1936.
- Roedl, Urban: Adalbert Stifter mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt von Urban Roedl [1965]. Reinbek bei Hamburg 1984.
- Schoenborn, Peter A.: Adalbert Stifter. Sein Leben und Werk. Bern 1992.
- Streitfeld, Erwin: Aus Adalbert Stifters Bibliothek. Nach den Bücher- und Handschriften-Verzeichnissen in den Verlassenschaftsakten von Adalbert und Amalie Stifter. In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 18 (1977), 103–148.
- Wetzel, Christoph: Adalbert Stifter. Literatur der Welt in Bildern, Texten, Daten. Salzburg 1983.
- Wilhelm, Gustav: Begegnung mit Stifter. Einblicke in Adalbert Stifters Leben und Werk. München 1943.
- Wilhelm, Gustav (Hg.): Adalbert Stifters Jugendbriefe (1822–1839). Graz 1954.

Peter Becher

II Werke

2 »Studien«

2.1 Überblick

Entstehung und Publikation

In einem Brief an den Schriftsteller Hermann Meynert erzählt Stifter, die Lektüre der »großen Dichter« habe ihn lange davon abgehalten, »selber etwas drucken zu lassen, weil es so tief hinter jenen Mustern stehen mußte«. Nur zufällig habe eine ihm bekannte Baronin entdeckt, dass er »allerlei dichte«, und allein ihrem Zureden sei es zu verdanken, dass er der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode* eine Erzählung überließ: »Es war der *Condor*« (Brief vom 16.11.1846, PRA 17, 187). Mit dieser Publikation im April 1840 setzt Stifters schriftstellerische Laufbahn ein, und bis 1852 verging kaum ein Jahr, in dem er nicht mindestens eine Erzählung veröffentlichte.

Die 13 Erzählungen, die Stifter seit 1844 in den sechs Bänden der *Studien* versammelte, waren zuvor in verschiedenen Zeitschriften und Almanachen erschienen. Nachdem durch diese Publikationsmedien »mehrere zerstreute Blätter in den Händen des Publikums« waren (HKG 1/4, 11), gerieten die frühen Versionen bald in Vergessenheit; erst seit 1920 wurden sie von Max Steff als »Urfassungen« neu herausgegeben. In der neueren Stifter-Forschung hat sich dagegen der neutralere Begriff »Journalfassungen« durchgesetzt, obwohl auch dieser nicht unproblematisch ist, denn bis zum Erscheinen der *Studien* waren auch die unselbständig veröffentlichten Texte nicht bloße » Fassungen«, sondern eigenständige Werke, die mit der Aufnahme in einen größeren Publikationszusammenhang diesen Status nicht verloren haben.

Mit der Umarbeitung der Journalfassungen für eine Sammelausgabe in Buchform hat Stifter 1842 begonnen, vielleicht auf Anregung von Gustav Heckenast, der das Taschenbuch *Iris* verlegte, vielleicht auch aus eigenem Antrieb (vgl. im Einzelnen HKG 1/9, 40–82). Manche Erzählungen hat Stifter dabei kaum verändert (z. B. *Der Hochwald*), andere wiederum sehr stark (z. B. *Der Hagestolz*), und nur für eine hat er einen neuen Titel gefunden (*Zwei Schwestern*; Journalfassung *Die Schwestern*). Die Textgenese wird in den noch nicht vorliegenden Bänden 1/7 und 1/8 der HKG anhand

der überlieferten Handschriften vollständig dokumentiert werden.

Die erste Folge der *Studien*-Buchfassungen erschien 1844 in zwei Bänden; sie enthält die Erzählungen *Der Condor*, *Feldblumen*, *Das Haidedorf* (1. Band), *Der Hochwald* und *Die Narrenburg* (2. Band); die 2. Auflage dieser Folge wurde 1847 publiziert. Grundsätzlich zeigen die jeweiligen Neuauflagen der *Studien*-Bände nur geringfügige Veränderungen gegenüber den Erstausgaben; in der ersten Folge sind die Eindeutschungen der in der 1. Auflage noch häufig vorkommenden Fremdwörter am auffälligsten. Die wiederum zweibändige zweite Folge der *Studien* lag 1847 vor (*Die Mappe meines Urgroßvaters* im 3. Band, *Abdias*, *Das alte Siegel* und *Brigitta* im 4. Band), 1850 die abschließende dritte Folge mit *Der Hagestolz* und *Der Waldsteig* im 5., *Zwei Schwestern* und *Der beschriebene Tännling* im 6. Band. Mit Wirkung vom 1.8.1850 übergab Stifter das Eigentums- und Verlagsrecht der *Studien* an Gustav Heckenast, »und zwar in der Art, daß es ihm oder seinen Cessionairen freistehen wird, dieses Werk in beliebigen Formaten, Auflagen und Anzahlen [...] als sein ausschließliches Eigenthum zu verlegen und zu debittiren« (HKG 1/9, 90). Der Verleger machte von diesen Rechten ausgiebig Gebrauch und brachte in den folgenden Jahren zahlreiche Gesamt- und Einzelausgaben der *Studien* auf den Markt.

Aus der komplizierten Entstehungs- und Publikationsgeschichte der *Studien* wird deutlich, dass die Journalfassungen nicht in toto das Produkt einer frühen Schaffensperiode sind und die Buchfassungen nicht ausschließlich einer chronologisch späteren Arbeitsphase angehören. Stifter hat noch Journalerzählungen geschrieben und drucken lassen, nachdem die ersten Bände der *Studien* längst auf dem Markt waren (vgl. die tabellarische Übersicht in HKG 1/9, 24 f.).

Themen

Dem Buchprojekt der *Studien* liegt keine vorausgeplante thematische oder gar zyklische Struktur zugrunde. Gleichwohl lassen sich die einzelnen Erzählungen verschiedenen Motivkomplexen und Themenfeldern zuordnen, die Stifter seit dem sogenannten *Studien*-Jahrzehnt bis zu seinem Lebensende beschäftigen: Kunst und Künstlertum (*Der Condor*, *Feldblumen*, *Zwei*

Schwestern), Adoleszenz und Bildung (*Das Haidedorf, Der Hagestolz*), Geschichte und Kriege (*Der Hochwald, Das alte Siegel*), Genealogie und Familie (*Die Narrenburg, Die Mappe meines Urgroßvaters, Das alte Siegel, Brigitta, Der Hagestolz, Der beschriebene Tännling*), Alteritätserfahrungen (*Das Haidedorf, Die Narrenburg, Abdias*), Krankheit und Heilung (*Die Mappe meines Urgroßvaters, Der Waldsteig*) und die selbstreferenzielle Thematisierung chronikalisch-biografischen Schreibens und Erzählens (*Feldblumen, Die Narrenburg, Die Mappe meines Urgroßvaters*). Allen Studien-Erzählungen gemeinsam ist darüber hinaus die Semantisierung der Handlungsräume, die nicht als bloße »Beschreibungen: tatsächlicher, außerliterarischer Landschaften missverstanden werden dürfen. Das gilt nicht nur für die Weltgegenden, die Stifter selbst nie gesehen hat, wie zum Beispiel Afrika (*Abdias*) oder den Gardasee (*Zwei Schwestern*), sondern gleichermaßen für die Landschaften seiner böhmischen Heimat und schließlich sogar für die Behausungen der Menschen, etwa die »Klausen« des Oheims im *Hagestolz* (HKG 1/6, 63), die nur nach Überwindung eines komplexen Systems natürlicher und künstlicher Grenzen betreten werden kann, und das Haus des sanftmütigen Obristen in der *Mappe meines Urgroßvaters*, dessen Bauplan logisch »nicht nachvollziehbar« ist (HKG 1/9, 266). Stifters Räume sind als genuin poetische Konstrukte Zeugnisse seines nicht mimetischen, sondern »artifizialen Realismus« (Becker/Grätz 2007).

Die poetische Arbeitsweise auch des späten Stifter ist bereits im Entstehungsprozess der *Studien* geprägt. Mit der Umarbeitung der *Studien*-Journalfassungen für die Buchpublikation setzt seine Entwicklung vom »werkgenetischen« zum »psychogenetischen« Autor ein (Hurlebusch 1998, passim), der nicht mehr primär an der Publikation eines abgeschlossenen Werkes interessiert ist, sondern am ständigen Um- und Neuformulieren des bereits Geschriebenen. Das lässt sich exemplarisch an der Textgeschichte der *Mappe meines Urgroßvaters* demonstrieren (s. Kap. 3): Die Journalfassung dieser Erzählung wurde 1841/1842 in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode* gedruckt, die Buchfassung 1847 im 3. Band der *Studien*. Danach begann Stifter, die Erzählung – als einzige aus den *Studien* – zu einem Roman umzuarbeiten. Diesen Plan führte er indessen nicht zu Ende, sondern inszenierte ihn als ein permanentes Weiterschreiben des Textes. Das Konzept der »Mappe« mit der grundsätzlichen Möglichkeit der Umgruppierung des Inhalts, der Hinzufügung und Tilgung einzelner Bestandteile erlaubt ein »offenes«, atektonisches Erzählen:

Anders als die innerfiktionale Mappe des Urgroßvaters wird das Manuskriptkonvolut, das Stifters Romanplan enthält, nie verschlossen; der Autor kann nach Belieben auf seinen Inhalt zugreifen und ihn immer wieder neu bearbeiten, buchstäblich bis zu seinem Lebende. Auf dem letzten Blatt der unvollendeten *Mappe meines Urgroßvaters* hat Stifters Freund und Nachlassverwalter Johannes Aprent notiert: »Hier ist der Dichter gestorben« (Gottwald 1997, 17).

Literatur

- Dittmann, Ulrich: Die hermeneutische Relevanz der Journalfassungen von Adalbert Stifters *Studien*. In: JASILO 4 (1997), 8–15.
- Fausser, Markus: Die Kulturbedeutung des Alten in Adalbert Stifters *Studien*. In: Sabina Becker/Katharina Grätz (Hg.): Ordnung – Raum – Ritual. Adalbert Stifters artifizieller Realismus. Heidelberg 2007, 17–40.
- Gottwald, Herwig: Beobachtungen zu Stifters Weg von der dritten zur vierten Fassung der *Mappe meines Urgroßvaters*. In: JASILO 4 (1997), 16–35.
- Hurlebusch, Klaus: Den Autor besser verstehen: aus seiner Arbeitsweise. Prolegomenon zu einer Hermeneutik textgenetischen Schreibens. In: Gunter Martens/Hans Zeller (Hg.): Textgenetische Edition. Tübingen 1998, 7–51.

Walter Hettche

2.2 »Der Condor«

Inhalt und Themen

Die Journalfassung von *Der Condor* erscheint im April 1840 in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode*. Sie erzählt in den vier Abschnitten »Nachtstück«, »Tagstück«, »Blumenstück« und »Fruchtstück« von einer spektakulären Ballonfahrt. Verknüpft wird dieses Motiv mit dem überdeterminierten Geschlechterdiskurs des 19. Jahrhunderts und dem selbstreferenziellen Sujet der Künstlerschaft. Zu Beginn schildert der tagebuchschreibende Ich-Erzähler, ein Maler, wie er eines Nachts von seinem Zimmer aus den Himmel mit einem Fernrohr absucht; er hofft einen Fesselballon zu entdecken, der seine heimliche Geliebte durch die Lüfte trägt. Das »Tagstück« vergegenwärtigt aus dem Blickwinkel der Ballonreisenden, mit der sich der Erzähler ebenso identifiziert wie mit dem jungen Mann zuvor (vgl. zur multiplen Erzählerperspektive Begemann 1995, 138), einen fundamentalen Schrecken im Angesicht eines abweisenden Kosmos; die Ohnmacht der jungen Frau veranlasst den älteren Wissenschaftler zu der viel diskutierten Aussage: »[D]as Weib erträgt den Himmel nicht«

(HKG 1/1, 22). Im dritten Abschnitt trifft sich das Paar zu einer Malstunde, während der es sich seine Liebe gesteht, es also zu einer geschlechtlichen, aber auch künstlerischen Initiation kommt: Der Maler blickt seine Geliebte »mit den flammenden genialen Augen an, wie ein starker Mann« (ebd., 27), und Cornelia bekennt sich zu vorbehaltloser Demut: »ich bin doch nur ein armes Weib« (ebd., 25). Heißt es kurz danach in emphatischer Diktion: »Seele kann nur Seele lieben und das Genie nur Genie entzünden« (ebd., 27), so wird die Asymmetrie der Geschlechterordnung jedoch durch einen egalitären Geniediskurs konterkariert. Der letzte Abschnitt »Fruchtstück«, der eine organologische Reife nahelegt, obgleich die Novelle eher fragmentarischen Charakter besitzt, führt in eine Pariser Ausstellung, in welcher der Erzähler die bildkünstlerische Darstellung der im ersten Abschnitt geschilderten Mondnacht erblickt. Die Gemälde des jungen Künstlers folgen einem ebenso mehrschichtigen wie widersprüchlichen Kunstprogramm, denn einerseits scheinen sie subjektiven Gefühlsausdruck und Naturnachahmung zur Deckung zu bringen (Begemann 1995, 140) – der Topos der Mondnacht eignet sich dafür auf besondere Weise –, andererseits perpetuieren die bildkünstlerischen Zeichen die traumatische Trennungserfahrung. Der Text entfaltet ein aporetisches Liebeskonzept: Die Kunst bedarf der Liebe zu ihrer Initiation, um die leidenschaftlichen Gefühle dann zu »eskamotieren«, anders als es der romantische Diskurs vorgesehen hatte (Begemann 1995, 154).

Die Buchfassung bereitet Stifter seit 1842 vor und publiziert sie 1844 in der ersten Folge der *Studien*. Sie weitet das Künstlerthema durch eine genauere Beschreibung von Gedanken und Lebensumständen des Protagonisten aus und motiviert die Liebesgeschichte stärker durch die eingehender geschilderten Beweggründe und Gefühle des jungen Künstlers. Die *Studien*-Fassung nimmt darüber hinaus Verallgemeinerungen durch Hinweise auf das Schicksal oder »die Tücke des menschlichen Herzens« vor und verknüpft die einzelnen Partien stringenter durch Vorwegnahmen und Ahnungen (v. Petrikovits 1966, 50 f.). Fachwissenschaftliche Namen (wie der eines Elektrogeräts von Hengley) werden ausgespart, die Referenzialität des Textes wird also zurückgenommen (Dittmann 1997, 12).

Referenzen: Intermedialität und Intertextualität

Die Novelle verknüpft narrativ-lineare Erzählmuster mit ekphrastischen Darstellungsverfahren, die sich sowohl auf literarische als auch bildkünstlerische Tra-

ditionen beziehen. Der mittellose Künstler in seiner beengten Dachstube aus dem »Nachtstück« erinnert an die sentimental Genrebilder von Georg Friedrich Kersting (*Der elegante Leser*, 1812) und Carl Spitzweg (*Der arme Poet*, 1839), das Sujet des Fensterblickes an Caspar David Friedrichs Gemälde *Frau am Fenster* (1818/1822). Stifters Erzählung verkehrt die beliebte Ikonografie jedoch in geschlechtlicher Hinsicht, denn in *Der Condor* ist es ein junger Mann, der sehnsüchtig in die Weite blickt, während die Frau den Himmel bereist (Akhtyrskaya 2009/2010, 132).

Die frühe Novelle Stifters ruft darüber hinaus in nahezu synkretistischer Manier zahlreiche literarische Texte auf, allen voran die Erzählungen und Romane seines Vorbildes Jean Paul. Die Kapitelüberschriften von *Der Condor* verweisen auf dessen Roman *Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarkt flecken Kuhschnappel*, das Motiv der Ballonfahrt erinnert an das Reisetagebuch *Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch*, das die beengten deutschen Verhältnisse kritisiert, zudem an die Erzählung *Das Kampaner Thal oder über die Unsterblichkeit der Seele*, die eine Ballonfahrt mit weiblicher Besetzung schildert. Das spektakuläre Motiv eines leeren Himmels beschwört Jean Paul in der *Rede des Toten Christus vom Weltgebäude herab daß kein Gott sei* aus dem *Siebenkäs*, allerdings als transzendente Erfahrung, während bei Stifter der Blick in den leeren Himmel an das sinnlich Erfahrbare gebunden bleibt (Pfothenhauer 2013, 16). Vergleichbar ist zudem die Tendenz zur Metaphernverdichtung, die bei Jean Paul in der Regel Innen- und Außenwelt überblendet (ebd., 14). Stifter überschreitet das Vorbild jedoch durch die Abstraktion seines Vokabulars, wenn es beispielsweise in der Beschreibung des olympischen Blicks auf die Erde heißt, dass das »wunderliche Bauwerk von Gebirgen [...] gegen fahle Flecken ab[lief]« (HKG 1/1, 19). Die stilistischen Veränderungen in der späteren Buchfassung lassen sich entsprechend als Versuch beschreiben, die hypertrophe Metaphorik – bei Jean Paul Ausdruck einer »inneren Kraft«, der Einbildungskraft – zurückzunehmen und auf die Beschreibung der Außenwelt zu begrenzen.

Stifters Novelle greift darüber hinaus den beliebten Topos der romantischen Mondnacht auf; übertitelt er seine Eröffnungssequenz mit »Nachtstück«, so wird damit auf E. T. A. Hoffmanns *Nachtstücke* angespielt; auch in dessen Märchen *Der goldne Topf* sind die einzelnen Kapitel mit »Vigilie« überschrieben. August Klingemann legt die *Nachtwachen des Bonaventura*

vor. Den Kater Murr E. T. A. Hoffmanns lässt Stifter als Kater Hintze wiederkehren, durchkreuzt das Bukolische der eröffnenden Nachtszene jedoch durch den Hinweis auf das Sterbelager eines Kindes und die ambivalente Gemütslage des jungen Künstlers. Die fünf Fußnoten der Journalfassung verweisen neben literarischen auf wissenschaftliche Traditionen, auf den Gestus des barocken *poeta doctus* ebenso wie auf die ironisch-spielerische Haltung von Cervantes, Fielding und Sterne (Beil 2009, 188). Sie signalisieren jedoch nicht mehr philologisch-mythologische Gelehrsamkeit, sondern naturwissenschaftliches Wissen. Die Fußnoten rufen einen szientistischen Diskurs auf, der sich zwar gegen den Haupttext absetzt, die Grenzen zwischen Literarischem und Wissenschaftlichem aber gleichwohl verschwimmen lässt. Kunst, Liebe und Wissenschaft werden beispielsweise über das polyvalente Motiv des »Flimmerns und Leuchtens« verbunden, denn das »Ausströmen« ins Unendliche beschreibt sowohl eine Eigenschaft des Elektrischen nach Volta als auch die affektive Haltung des Rezipienten (Gamper 2011, 415).

Die Ballonfahrt: Wahrnehmung und Wissenschaft

Das Kollektivsymbol der Ballonfahrt macht Stifters Text zusätzlich auf die Geschichte der Experimentalphysik und der Meteorologie beziehbar (Gamper 2011). *Der Condor* übernimmt einige Details aus wissenschaftlichen Berichten wie zum Beispiel die blutenden Augen von Reisenden aufgrund des veränderten Luftdrucks (ebd., 410). Darüber hinaus sind zu Stifters Zeiten Flugfahrten von Frauen bekannt. Die Forschung geht davon aus, dass sich Stifters Novelle auf den 1799 im *Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde* abgedruckten Bericht über eine Luftfahrt des bekannten französischen Aeronauten André-Jacques Garnerin stützt, der sich 1798 von einer jungen Frau begleiten ließ. Die französische Polizei hielt die gemeinsame Ballonfahrt für sittenwidrig und verbot dem Luftfahrer weibliche Begleitung (Akhtyrskaya 2009/2010, 138).

Zentrum des Textes, auch mit Blick auf seine Genese, bildet das »Tagstück«, also der Schwindel erregende Blick in einen leeren Himmel, der die Möglichkeiten und Grenzen literarischer Beschreibbarkeit auslotet. Bereits das eröffnende Kapitel belegt den Ballon mit einer Vielzahl an Bezeichnungen wie »Gestirn«, »Weltkörper«, »Kugel«, aber auch »Gedankenstrich«, »Kartenblatt« und »Zeichnung« (HKG 1/1, 11 f., 14), sodass die Darstellung »zwischen medialer

Distanz und atemberaubende[r] Teilhabe« schwankt (Beil 2009, 190). Es deutet sich diejenige Tendenz einer selbstreferenziellen Zeichenhaftigkeit an, die in den späteren Texten Stifters in den Vordergrund tritt; deren Dinge und Figuren führen in der Regel vor, dass sie erschrriebene sind. Die Metaphern, die die Ballonfahrt veranschaulichen, erinnern an die horizontalen Bilder einer Polarexpedition sowie einer Schifffahrt (HKG 1/1, 18), referieren zudem auf bildkünstlerische Darstellungen wie Caspar David Friedrichs *Der Wanderer über dem Nebelmeer* (ca. 1818) und *Das Eismeer* (1823–1824). Die beobachteten Phänomene zeigen sich während der Ballonfahrt grundsätzlich von zwei Seiten, von einer ästhetischerhabenen sowie einer amorphen (Hunfeld 2004, 188), und weisen damit auf eine Dialektik der Aufklärung hin (Beil 2009, 196). Die Forschung ist der Frage nachgegangen, wie innovativ die Stifter'sche Darstellung sei, ob sie das »Undarstellbare« in das Ordnungssystem der Sprache einhole oder aber das Zerbrechen ästhetischer Repräsentation vorführe. Die literarische Gestaltung des Himmelflugs wird einerseits als neuartig und tastend bezeichnet (Gamper 2011, 411), andererseits als Zitatismus, weil sich Stifter auf bekannte Topoi wie die Schrift der Sterne und das Buch der Natur bezieht (Hunfeld 2004, 186). Hunfeld hält fest, dass der Himmel im *Condor* grundsätzlich darstellbar sei; lediglich in einem Moment des Übergangs werde eine namenlose Gegenständlichkeit sichtbar (Hunfeld 2004, 198, 200). Stifter nimmt in *Der Condor* gleichwohl diejenige Erfahrung einer entorteten Wahrnehmung vorweg, die spätere Texte wie *Aus dem bairischen Walde*, *Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842* oder auch *Bergkristall* eindrücklich schildern und die sein Erzählen mit einem diszipliniert-wissenschaftlichen Sehprogramm pariert.

Die Ballonfahrt situiert sich deutlich in dem hoch besetzten Erhabenheitsdiskurs der Goethezeit, der mit dem bürgerlichen Geschlechterprogramm eng verknüpft ist und in einer psychoanalytischen Lesart als narzisstische Größenfantasie bezeichnet werden kann (Begemann 1995, 119 f.). In *Der Condor* erträgt die Protagonistin das Erhabene des panoramatisch-olympischen Blickes nicht, sodass scheinbar die Kopplung von Ästhetik und Geschlechterprogramm, genauer: von Schönheit und Weiblichkeit, Erhabenem und Männlichkeit fortgeschrieben wird, wie sie sich beispielsweise in Immanuel Kants Schrift *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* findet (Menke 1998, 333). Stifters Novelle artikuliert durch das Versagen Cornelias jedoch implizit die Hoffnung,

dass die Frau den Himmel ertragen möge und entwirft ex negativo das Bild einer kosmischen Frau (Begemann 1995, 149). Die Erzählung führt das Gefühl von Erhabenheit, ähnlich wie die Theorien Kants und Schillers, auf Distanz zurück (Menke 1998, 334), transformiert den Diskurs jedoch durch seine naturwissenschaftliche Rahmung (Ehlers 2004, 157).

Der Distanz des männlich-wissenschaftlichen Blickes steht die unmittelbare körperliche Erfahrung sowie die sinnliche Wahrnehmung der Frau gegenüber. Über diese Figur wird der fundamentale Medienwechsel im 19. Jahrhundert greifbar, den Jonathan Crarys Studie *Techniques of the Observer* rekonstruiert hat (Menke 1998, 338). Die menschliche Wahrnehmung wird nach diesem Paradigmenwechsel nicht mehr gemäß der *camera obscura* modelliert, der menschliche Blick nicht mehr als unkörperlich und objektiv imaginiert, sondern gilt als beeinflussbar durch die menschliche Physiologie (Roli 2009, 38). Stifters Novelle ersetzt die statische Subjekt-Objekt-Struktur der *camera obscura* entsprechend durch die »laterna magica« (HKG 1/1, 21), die täuschende Bilder und Schimären produziert. Cornelias Fremderfahrung einer irritierten Wahrnehmung ist zugleich als frühkindliches Trauma chiffriert, das Stifters spätes autobiografisches Fragment gleichfalls umkreist (Begemann 1995, 115).

Gender: Freiheit und Unterwerfung

Kunst wie Wahrnehmung sind in *Der Condor* eng mit dem binären Genderdiskurs verbunden, der von zahlreichen Widersprüchen durchzogen ist und damit in Frage gestellt wird (Stadler 1998, 5, 10). Die dekonstruktivistischen Lesarten der Novelle verweisen auf das Imaginäre des Geschlechterprogramms, das von der Verunsicherung der Wahrnehmungs- und Darstellungsconventionen infiziert werde (Ehlers 2004, 159). Das Mann- und Frau-Werden erfolge zudem nachträglich, also erst im Anschluss an die Überschreitung des binären Geschlechterprogramms durch den Flug der Protagonistin, sodass sich die Norm von ihrer Transgression her definiere (Menke 1998, 336). Die Protagonistin anerkenne darüber hinaus die Begrenztheit des Menschen im Angesicht des fremden Himmels, wisse um die »Grenze und de[n] Fluchtpunkt des menschlich Erfassbaren« (Bronfen 1996, 416), während die männliche Figur zu Substitutionshandlungen greife (Begemann 1995, 129).

Die Ballonfahrt der Frau wird in Stifters Novelle nicht, wie beispielsweise in dem Bericht über den

französischen Luftfahrer Garnerin, aus moralischer Perspektive bewertet, sondern als (naturwissenschaftliches) Freiheitsexperiment ausgewiesen (Gamper 2011, 412). Der Versuch schließt an die (seltenen) Bestrebungen während der Französischen Revolution an, auch Frauen das Wahlrecht zuzuerkennen und sie in die Forderungen nach Freiheit, Gleichheit und »Brüderlichkeit« einzubeziehen – Immanuel Kant weist dieses Projekt in seiner Schrift *Vom ewigen Frieden* (1795) durch die Trennung von aktiven und passiven Staatsbürgern zurück, Friedrich Schlegel setzt sich in seinem *Versuch über den Begriff des Republikanismus* (1796) dafür ein. Cornelia will, so referiert der Erzähler in *Der Condor*, »den Versuch wagen, ob man nicht die Bande der Unterdrückten sprengen möge, und [...] an sich wenigstens ein Beyspiel aufstellen [...], daß auch ein Weib sich frey erklären könne von den willkürlichen Grenzen, die der harte Mann seit Jahrtausenden um sie gezogen hatte – frey, ohne doch an Tugend und Weiblichkeit etwas zu verlieren« (HKG 1/1, 16 f.) – trotz des Nachsatzes eine erstaunlich fortschrittliche Formulierung im Vergleich mit den popularisierten Weiblichkeitsstereotypen von Rousseau, Kant und Fichte. Mit der Ohnmacht der Protagonistin formuliert die Erzählung jedoch eine Absage an das emanzipatorische Bestreben und entwirft ein Programm des Rückzugs und der Selbstbegrenzung – Cornelia wird in Zukunft ein »demüthig Blümchen« (ebd., 29) sein, was für das Bürgertum nach 1848 in gewissem Sinne vorbildlich geworden ist. Bereits die frühe Erzählung *Der Condor* zielt auf eine Bändigung der Revolution bzw. der niederen Klassen durch die Schönheit, wenn es über die Pariser Ausstellung heißt, dass wunderbarerweise »selbst dem Munde der untersten Classen ein leiser Ruf des Entzückens entschlüpfte, wenn sie sie [die Bilder] erblickten, und von der Naturwirkung getroffen wurden« (ebd., 30). Stifter schreibt am 8.9.1848 an Heckenast, dass das Proletariat ohne die Auferstehung der Schönheitgöttin, »wie ein anderer Hunnenzug, über den Trümmern der Menschen- und Gottestempeln in trauriger Entmenschung prangen« werde (PRA 17, 304). Nimmt die Protagonistin Cornelia den Himmel als amorphen Raum wahr, so kann das Proletariat das Ungestaltete ebenfalls repräsentieren (Vogl 1993, 310). Vor diesem Ungeheuerlichen – dem des Himmels, der romantischen Liebe, der politischen Forderungen – ziehen sich Stifters Figuren zurück, in das Haus oder aber in eine andere Welt, wie der Maler in die Anden, in die Heimat des Condors als Genieemblem (Begemann 1995, 131).

Literatur

- Akhtyrskaya, Vera: Verdächtige (Himmels)körper: Adalbert Stifters Novelle *Der Condor*. In: Jahrbuch der Österreich-Bibliothek in St. Petersburg 9 (2009/2010), 131–145.
- Begemann, Christian: Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren. Stuttgart/Weimar 1995.
- Beil, Ulrich Johannes: Sterne und Fußnoten. Medialität, Physik und Phantastik in Stifters *Der Condor*. In: Michael Gamper/Karl Wagner (Hg.): Figuren der Übertragung. Adalbert Stifter und das Wissen seiner Zeit. Zürich 2009, 187–207.
- Bronfen, Elisabeth: Nachwort. In: Dies. (Hg.): Die schöne Seele oder die Entdeckung der Weiblichkeit. Ein Lesebuch. München 1996, 372–417.
- Dittmann, Ulrich: Die hermeneutische Relevanz der Journalfassungen von Adalbert Stifters *Studien*. In: JASILO 4 (1997), 8–15.
- Ehlers, Monika: »Das Weib erträgt den Himmel nicht« – Grenzwahrnehmungen in Stifters *Condor*. In: Michael Minden/Martin Swales/Godela Weiss-Sussex (Hg.): History, Text, Value. Essays on Adalbert Stifter. Londoner Symposium 2003. Linz 2006, 152–165.
- Gamper, Michael: Der Ballon als multifunktionale Versuchsanstalt. Stifters *Condor* als erweitertes Experimentalsystem. In: Michael Neumann/Kerstin Stüssel (Hg.): Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Konstanz 2011, 403–416.
- Hunfeld, Barbara: Der Blick ins All. Reflexionen des Kosmos der Zeichen bei Brockes, Jean Paul, Goethe und Stifter. Tübingen 2004.
- Menke, Bettine: Rahmen und Desintegration. Die Ordnung der Sichtbarkeit, der Bilder und der Geschlechter. Zu Stifters *Der Condor*. In: Weimarer Beiträge 3 (1998), 325–363.
- Petrikovits, Gerda von: Zu Stifters *Condor*. In: VASILO 15 (1966), 45–51.
- Pfotenhauer, Helmut: Stifters Jean Paul. Neue Anmerkungen zu einem alten Thema – Am Beispiel des *Condor*. In: JASILO 20 (2013), 13–50.
- Roli, Maria Luisa: A Voyage by Balloon. Stifter's *Condor*. In: Francesca Orestano/Francesca Frigerio (Hg.): Strange Sisters. Literature and Aesthetics in the Nineteenth Century. Oxford u. a. 2009, 27–44.
- Stadler, Ulrich: Wirklichkeitserkundung und Geschlechterkonkurrenz in Adalbert Stifters Erzählung *Der Condor*. In: Norbert Honsza (Hg.): Beobachtungen und Überlieferungen. Germanistische Beiträge. Breslau 1998, 5–11.
- Vogl, Joseph: Der Text als Schleier. Zu Stifters *Der Nachsommer*. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 37 (1993), 298–312.

Franziska Schößler

2.3 »Feldblumen«

Inhalt und Struktur

Die umfangliche Novelle *Feldblumen* erschien erstmals in der Zeitschrift *Iris. Taschenbuch für das Jahr 1841*. Sie verknüpft zwei subjektivistische Genres des ›Beichtens‹: Ein junger Künstler, Albrecht, der sowohl malt als auch dichtet und sich in den Wissenschaften fortbildet, schickt kopierte Tagebucheintragungen als Briefe an seinen in den Pyrenäen weilenden Freund Titus. Diese ›Herzergießungen‹ stellt Albrecht zum Schluss der Erzählung einem Freundeskreis zur Verfügung, um von seinen Gefühlen Rechenschaft abzulegen; Aufrichtigkeit gilt diesem Zirkel als fundamentale Bedingung für Freundschaft und Ehe. Im letzten Abschnitt tritt zusätzlich ein Herausgeber in Erscheinung, der mit den Kunstsinnigen und Erziehern näheren Kontakt aufnehmen möchte.

Der Text ist in 19 Abschnitte deutlich unterschiedlicher Länge untergliedert, die zum Teil mehrere Tagebucheintragungen zusammenfassen und vom Herausgeber mit Blumennamen übertitelt wurden. Diese verweisen in humoristischer Negation auf Jean Paul, wenn der Sammler und Referent in der Anmerkung zum Kapitel »Kleinwinziger Zentunkel« erklärt: »Man wird ihn [den Referenten] anfahren, er ahme in solchen Späßen J. Paul nach, aber man irrt, es sind nur die Verhältnisse und Sachlagen dargestellt so und nicht anders« (HKG 1/1, 50) – in der Journalfassung liest der Protagonist Jean Paul, in der *Studien*-Fassung Goethe. Die Blumennamen, die an die skurrilen Kapitelüberschriften aus Jean Pauls Roman *Flegeljahre* erinnern (Pfotenhauer 2013, 14), stehen in einem komplexen Verhältnis zu den Inhalten, korrespondieren diesen lediglich in manchen Fällen und haben die Interpreten herausgefordert (Karutz 2007, 28 f.). Dass die Novelle beispielsweise mit der Überschrift »Primel« eröffnet, ist konsequent, denn ›Primel‹ leitet sich von ›primus‹ ab. Der Name »Osterluzei«, der dem 11. Abschnitt voransteht, verweist auf Mäeutik und Wiedergeburt; der lateinische Blumenname lautet *Aristolochia clematitis*, also »bei der Geburt behilflich« (Enzinger 1967, 120). Der Künstler beschreibt in diesem Kapitel die stupende Bildung seiner Geliebten, die von zeitgenössischen Geschlechterkonzepten sowie pädagogischen Programmen deutlich abweicht und als Stifters Vision eines neuen Menschen gelten kann.

Die Buchfassung folgte 1844 im ersten Band der *Studien* und weist ähnliche Tendenzen der Überarbeitung auf wie *Der Condor*: Hinweise auf natur-

wissenschaftliche Errungenschaften, wie sie die Tagespresse diskutiert, werden getilgt, ebenso Namen historischer Persönlichkeiten wie Rothschild, des Finanziers des Staatskanzlers Metternich. Auch die modische englische Konversationsprache, die in der Journalfassung noch eine Rolle spielt, wird zurückgenommen. Stifter moderiert deutlichere zeit- und sozialkritische Aspekte, so etwa den Neid des Protagonisten Albrecht auf Reiche. Die intertextuellen Bezüge zu Künstlern tendieren darüber hinaus zu kanonischeren Autoren und Malern: An die Stelle von Gauermann und Amerling rücken Claude Lorrain und Guido Reni, an die Stelle Jean Pauls tritt Goethe (Dittmann 1997, 12).

Ethos und Mäßigung

In den Briefen geht es zunächst um Zukunftsentwürfe und Selbstverständigungen des jungen Künstlers, dann um die Irrungen und Wirrungen eines Liebesverhältnisses. Nachdem sich der junge Maler Albrecht mit Angela verständigt hat, erblickt er seine zukünftige Ehefrau in enger Umarmung mit einem unbekanntem Mann, wie sich später herausstellt, mit ihrem Hauslehrer, und wird von quälender Eifersucht übermannt; er begeht, so die Formulierung des Briefverfassers, »sittlichen Selbstmord« und zerstört die »Liebe, das zarte Gewebe aus Vernunft und Sitte« (HKG 1/1, 130 f.). Die Erzählung *Feldblumen* handelt also von den desaströsen Folgen einer Leidenschaft bzw. eines übermäßigen Affekts, der den Einzelnen sowie ganze Gemeinschaften zu zerstören vermag. Sie präludiviert damit ein Sujet, das Stifters Texte obsessiv umkreisen und dem bereits in dieser frühen Erzählung mit einem Affektprogramm begegnet wird, das an Goethes spinozistisch inspiriertes Ethos sowie an die stoizistische Lehre der Leidenschaftslosigkeit, wie sie die klassische Kunsttheorie rezipiert, angelehnt ist (Giuriato 2015, 261). Stifter verknüpft dieses Konzept der Mäßigung mit einer Poetik der Klarheit und Objektivierung. Allein derjenige Mensch, der im Gleichmaß seiner Affekte handelt, besitzt demnach einen objektiven Zugang zur Natur (ebd., 264).

Das Schönheits- und Mäßigungsprogramm der *Feldblumen* verweist, ähnlich wie in *Der Condor*, auf die Revolution als bedrohliches Urerlebnis. Der Bericht über die Herkunft Angelas, den die Schwester Natalie im Abschnitt »Baldrian« gibt – die Heilpflanze ist für ihre beruhigende Wirkung bekannt –, setzt mit der Französischen Revolution ein und variiert Details aus Goethes Roman *Wilhelm Meister Lehrjah-*

re, der die gesellschaftlichen Umbrüche mit Reformprogrammen und einem diskursbegründenden Entsayungsethos pariert. Die Schwester Emils, des Hauslehrers, heißt bei Stifter Natalie wie Wilhelms spätere Frau. Angela wird in *Feldblumen* durch einen Überfall zum Waisenkind, ganz ähnlich wie Wilhelm in den *Lehrjahren* bei einem Raub, Symbol der revolutionären Irritationen, schwer verletzt wird. Emil ist zudem bereit, seine Liebe zu dem schönen Findelkind »aufzuopfern« (HKG 1/1, 150), ähnlich wie Wilhelm in den *Lehrjahren* auf Therese verzichtet; dieser Liebesverzicht bildet bei Goethe das Herzstück des Entsayungsprogramms und ist die Bedingung gelingender Gemeinschaftsbildung. Scheint es dem Protagonisten in den *Feldblumen* zudem, als werde er von den Freunden sanft geleitet, als gäbe es Geheimnisse, undurchschaubare Absprachen und Pläne, so erinnert diese »Überwachung« an die Turm-Gesellschaft Goethes. Bei Stifters Freundschaftsbund handelt es sich jedoch nicht um adelige Unternehmer, die mit finanzkräftigen Bürgerlichen paktieren, um ihren Grundbesitz zu modernisieren, sondern um vermögende Rentiers, die von ihrem Erbe leben und sich zunehmend aus den politisch-öffentlichen Geschäften zurückziehen, um einen Kult der Schönheit und des Wissens zu zelebrieren. Das Mäßigungsprogramm Stifters, das an Goethes Entsayungskonzept anknüpft, fungiert mithin, ähnlich wie das Vorbild, als Remedium gegen gewaltsame gesellschaftliche Umbrüche, führt jedoch, anders als bei Goethe, zu einer privatischen Lebensform. Es ist zugleich Heilmittel gegen einen tiefgreifenden anthropologischen sowie epistemologischen Skeptizismus, von dem der Text seinen Ausgang nimmt.

Kosmologische Unendlichkeit und die Ferne des Anderen

In seinen ersten Notaten entfaltet der Tagebuchschreiber eine innerlich-subjektivistische Weltsicht in pessimistischem Tenor. Ähnlich wie in Georg Büchners Revolutionsdrama *Dantons Tod* gilt dem jungen Maler das Gegenüber als prinzipiell unerreichbar, das Individuum als »Insel«; es heißt: »[W]as kann denn am Ende der arme Mensch von einem andern Nebenmenschen abmalen, sich selbst vorstellen, – lieben oder hassen – als das Bild, das er sich von ihm zu machen versteht, da das Ich des Andern so wüstenweit von ihm getrennt ist, wie kaum Weltsysteme, die wir doch durch Gläser aus ihrem Himmel ziehen« (HKG 1/1, 55). Mit dieser Erfahrung von Einsamkeit verbün-

det sich der Eindruck eines am Menschen uninteressierten Himmels: »Oft und oft, wenn ich die ewigen Sterne sah, diese glänzenden Tropfen, von dem großen Weltenoceanen draußen auf das blaue Glöcklein hereingespritzt, das über uns Infusionsthierchen gedeckt ist, – wenn ich sie sah und auf ihnen dachte dieses Unmaß von Kräften und Wirkungen, die zu sehen und zu lieben ich hienieden ewig ausgeschlossen bin; so fühle ich mich fürchterlich einsam auf der Insel, Erde – – und sind denn nicht die Herzen eben so einsam in der Insel, Körper?« (ebd., 56). Wissenschaftsgeschichtlicher Hintergrund dieser Vorstellung, die in *Der Condor* ebenfalls zum Ausdruck kommt, bildet ein Paradigmenwechsel in der Kosmologie: Nachdem das heilige Offizium in Rom 1822 Kopernikus' Werke vom Index genommen hatte, popularisierte sich die Auffassung eines unendlichen Himmels und löste einen regelrechten Raumschock aus. Auf die neue Konzeption des Himmels verweist ein signifikantes Detail in Stifters Erzählung: der »Refractor von Fraunhofer« (ebd., 45), ein Fernrohr, das neue technische Maßstäbe setzte und vom Benediktinerstift Kremsmünster 1824 erworben wurde; dessen Sternwarte zählte damit wieder zu den führenden Observatorien Europas (Erhart 2003, 188). Der Fraunhofer'sche Refraktor war in der Lage, Kopernikus' Annahmen, die mit einem Verlust kosmischer Geborgenheit assoziiert wurden, zu bestätigen (Erhart 2003, 190). Zum Schluss der *Feldblumen* sorgt Aston, der Vater der Freundinnen, tatsächlich für ein Fernrohr, allerdings für einen »Plößl« (HKG 1/1, 156), ein billiges terrestrisches Fernrohr der gleichnamigen Wiener Optik-Firma (Berger 1996, 94). Damit wird der Himmel nicht mehr als irritierendes naturwissenschaftliches Phänomen aufgefasst, sondern als vertrauter ästhetischer Gegenstand, was sich als Hinwendung zum Irdischen deuten ließe (Erhart 2003, 192). Die Erzählung verknüpft also die kosmologische Erfahrung eines menschenfeindlichen Alls – die späteren Texte Stifters werden diese Fremdheit als *impassibilité* der Natur ausarbeiten – mit der Unerreichbarkeit des Anderen und einem Erkenntniskepticismus, der an Heinrich von Kleists Kant-Krise erinnert. Das Pflichtethos der Liebe (HKG 1/1, 57), in das der Protagonist mühsam eingewiesen wird, versucht diese Weltsicht zu überwinden.

Liebe und Erziehung

Der Pessimismus des jungen Malers und das Liebesgeschehen sind durch das Motiv eines verzerrenden Hohlspiegels eng miteinander verknüpft. Heißt es zu

nächst: »Vor dem Hohlspiegel unsrer Sinne hängt nur das Luftbild einer Welt, die wahre hat Gott allein« (HKG 1/1, 56), so erblickt der Maler seine verehrte »Antike« in einem schwarzen »Convexspiegel« (ebd., 57). Die auffällige Spiegelmetaphorik, die mit Dämmerung und Düsternis assoziiert ist, ruft den 1. Korintherbrief 13,12 auf, in dem das Spiegelmotiv für die begrenzte Erkenntnisfähigkeit des Menschen steht; allein eine emphatische Form der Liebe, die für Stifter nicht die romantische zu sein scheint, kann diese Grenzen überwinden. Die Schilderung der ersten Begegnung in *Feldblumen* demontiert den romantischen Liebesdiskurs geradezu: Der Maler berichtet zwar von einer blitzartigen Erfahrung (ebd., 58) und dem Gefühl, die Geliebte ewig zu kennen (nach Sigmund Freud ein Hinweis auf die Mutter), doch Albrecht begegnet nicht etwa seiner wahren Liebe, sondern der kalten, standesbewussten Zwillingschwester der Angebeteten.

Die Liebesgeschichte der *Feldblumen* greift weitere Motive der (schwarzen) Romantik wie den Doppelgänger, den Spiegel und den Selbstmord auf (Reisen 1999, 23), verändert diese Topoi jedoch durch eine Schönheitsdoktrin, die unendliche Verweise und Serien von Frauenbildern an die Stelle von (platonischem) Urbild und Abbild setzt. Der Text entfaltet einen »infinite[n] Verweiszusammenhang« (Vogl 1993, 301) bzw. ein iteratives Darstellungsverfahren des Weiblichen, das als Ideal in eine Vielzahl von Reproduktionen (ohne Original) aufgelöst wird, so Joseph Vogl mit Judith Butler, und zudem zu Abstraktionen tendiert, die auf ein leeres Zentrum verweisen. Angela erscheint in unterschiedlichen Repräsentationen: als Bild, als Schattenriss und als innerliche Vision merkmalloser Schönheit, wie sie Johann Joachim Winckelmann in seinen Elogen auf antike Statuen entworfen hatte (ebd.). In Stifters Erzählung heißt es beispielsweise: »[A]ber Schönheit war es ja nicht, was eben wirkte; denn ich erinnere mich keines Zuges ihres Angesichtes, selbst wenn ich alle Nerven des Gehirnes martere, nur das eine, das ganze Bild liegt auf ihnen, wie eingebraunt dem Spiegel meiner Augen, und wenn ich beide schließe, so sehe ich es noch immer vor mir schweben« (HKG 1/1, 59). Diese Multiplikation von Weiblichkeitsimagines und ästhetischen Repräsentationen stillgestellter weiblicher Schönheit intensiviert sich in den späteren Texten Stifters (Schößler 1995).

Verbunden mit der Idee einer antiken und damit in gewissem Sinne entzeitlichten Schönheit, wie sie die Geliebte verkörpert, sind Reflexionen über eine weibliche Erziehung, die im Kontext der lebhaften Gender-

Debatten im 18. und frühen 19. Jahrhundert gelesen werden können (Honegger 1991). Anders als in der Novelle *Der Condor* entwirft die Erzählung *Feldblumen* ein pädagogisches Programm, das gegen die Komplementarität des Weiblichen und ihre Ergänzungsfunktion bei Jean-Jacques Rousseau gerichtet ist, zudem gegen bürgerliche weibliche Tätigkeiten wie Sticken und Stricken. Häuslichkeit, dem bürgerlichen Geschlechterprogramm nach das privilegierte Aktionsfeld der Frau, wird in *Feldblumen* als »Hinfrieten an Bändern und Kram«, als »Ordnen der Hausbälle und Tafeln und Gesellschaften« und als »unnöthiger Luxus an Kleidern und Geräthstücken« (HKG 1/1, 114) bewertet. Der Text plädiert für eine umfassende Partizipation von Frauen am Wissen; die Protagonistin ist in den Sprachen Latein und Griechisch ebenso bewandert wie in der Mathematik, studiert Bücher über Seelenkunde, Naturrecht und Philosophie und spielt Piano »so kräftig wie ein Mann« (HKG 1/1, 105). Das pädagogische Programm tendiert damit zu androgynen Geschlechterentwürfen (Reiser 1999, 28): Angela wird als »weibliche[r] Cato von Utika« (HKG 1/1, 72) bezeichnet, ihre Zwillingschwester als »Zenobia« (ebd. HKG 1/1, 59), eine berühmte Herrscherin in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts, die sich durch »männlichen Heldenmuth, einen hohen Grad von Klugheit und List über ihr Zeitalter erhob« (Brockhaus von 1835, zit. n. Reiser 1999, 28). Das avancierte Erziehungsprogramm zielt jedoch schließlich, ähnlich wie es Johann Heinrich Pestalozzi und eine Vielzahl der Pädagogen des 18. Jahrhunderts propagieren, auf Mutterschaft als »vornehmsten Beruf« der Frau, auf die »Bildung des künftigen Mutterherzens« (HKG 1/1, 115), das dem Nachwuchs zugutekommen soll.

Elite und Dingkultur

Das Bildungsprogramm des Textes kann als elitär bezeichnet werden, denn es differenziert, ähnlich wie die romantische Literatur, zwischen dem kunstsinnigen Freundeskreis und einer philiströsen Gesellschaft. Die Mitglieder des Zirkels erscheinen ihrer unverständigen Umwelt als Narren und Schwärmer – Begriffe der Medizin und Anthropologie des späten 18. Jahrhunderts. Die Außenseiter Stifters werden jedoch durch die Gewissenhaftigkeit ihrer Lebensführung und die Ordnung des Wissens vor der Pathologie bewahrt, die der medizinische Diskurs dem Sonderling zugeschrieben hatte. Stifters elitäres Kunst- und Lebenskonzept integriert das wissenschaftliche Ideal der Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit (Reiser 1999, 27) und er-

klärt das Wissen zum Differenzkriterium, wenn es heißt: »[D]as Wissen stellt den Menschen glänzender unter seine Brüder zurück, wie einen fremden Weisen, vor dem man Ehrfurcht hat« (HKG 1/1, 103). Damit modifiziert Stifters Erzählung sowohl das Genie-Programm als auch den romantischen Künstlertypus.

Die Elite, die in der Erzählung *Feldblumen* entworfen wird, ist eng mit der Fantasie einer veredelten Häuslichkeit und eines intellektuell-künstlerischen großbürgerlichen Lebensstils verknüpft. Der junge Maler imaginiert gleich zu Beginn seiner Tagebucheintragen ein »Tusculum«, bestehend aus mehreren Villen am See als Hort einer geschlossenen Wissens- und Schönheitswelt (ebd., 65; vgl. Kersten 1996, 92–189). Die Beschreibung der Wohnungen, in denen edle Gegenstände und Kunstobjekte ästhetisierende Rahmen für die gemäßigt agierenden Freunde bilden und die Räume einzelnen Passionen zugeordnet sind, signalisiert die grundlegende Bedeutung der Dinge für Stifters Erzählen (s. Kap. 39). Die *material culture*-Forschung entdeckt Stifter deshalb zunehmend als Autor der Dinge, der »Materialität und Narration, Gegenstand und Schrift, Mensch und Artefakt, Subjekt und Objekt zum Ensemble« verschaltet (Bertschik 2011, 322). Bereits in der frühen Erzählung *Feldblumen* stellt das Haus einen Ort der Sammlungen und des Wissens dar, das als lesbare Ordnung der Welt gehend angeeignet werden kann, und verspricht, die Figuren vor ihrem Skeptizismus sowie ihren Leidenschaften zu bewahren.

Literatur

- Berger, Christian-Paul: »...welch ein wundervoller Sternenhimmel in meinem Herzen...«. Adalbert Stifters Bild vom Kosmos. Wien/Köln/Weimar 1996.
- Bertschik, Julia: NebenSachen. Literatur als Gehäuse »der nächsten Dinge« im 19. Jahrhundert. In: Michael Neumann/Kerstin Stüssel (Hg.): *Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Konstanz 2011, 321–336.
- Dittmann, Ulrich: Die hermeneutische Relevanz der Journalfassungen von Adalbert Stifters *Studien*. In: *JASiLO* 4 (1997), 8–15.
- Enzinger, Moriz: *Gesammelte Aufsätze zu Adalbert Stifter*. Wien 1967.
- Ehrt, Claus: Das Universum und die Dinge. Vom Ende der romantischen Liebe in Adalbert Stifters Erzählungen *Feldblumen* und *Die Mappe meines Urgroßvaters*. In: *Cahiers d'études germaniques* 45 (2003), 185–198.
- Giuriato, Davide: »klar und deutlich«. Ästhetik des Kunstlosen im 18./19. Jahrhundert. Freiburg i. Br. 2015.
- Honegger, Claudia: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850*. Frankfurt a. M./New York 1991.